XIV. Jahrg. Berlin, den 13. Januar 1906. Nr. 15.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Seite

Das Weißbuch 43
Shylock. Von Julius von Werther 52
Ein Menschenkenner. Von Rose Naunan 56
Kaiser und Papst im Lehnsstaat. Von Gustav Rußland 63
Venezianischer Mittag. Von Hugo Salus 70
Anzeigen. Von Rosa Mayreder und Frieda von Bülow 71
Orientbanken. Von Ladon 73
Theater. Von M. H. 77

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
Friedrichstraße 10.
1906.

Deutscher Anker

Pensions- und Lebensversicherungs-Aktiengesellschaft in Berlin.

Grundkapital: 8 Millionen Mark.

Lebens-Versicherung nach modernsten Grundsätzen.

Invaliditäts-Versicherung ◆ Kranken-Versicherung

gegen

dauernde vorübergehende

Erwerbsunfähigkeit.

Pensions-Versicherung.

Prospekte etc. bei der Direction in Berlin W. 8, Taubenstr. 5, und sämtlichen Geschäftsstellen.

Hotel „Cecilie" Wiesbaden und **Badhaus.**

Erstklassiges Haus. Allerfeinste freie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater.

Zimmer von Mk. 3.— an, mit Pension von Mk. 10.— an.

Dr. med. A. Smith'sche

Ambulatorien für Herz- und Nervenkranke

Berlin W. 66	Köln 21	Bad Nauheim
Potsdamerstr. 52.	Deutsch. Ring 15.	Briefadr.: Postf. 27.

Ambulat. Nauheim geöffn. April — Okt. im Hause von Dr. Hofmann's Kuranstalt.

Funktionelle Untersuchung und Behandlung.

Ausführliches im Prospekt (frei).

Hervorragendes Tafel- und Gesundheits-Wasser

Namedy Sprudel

Mineral-Quelle bei Andernach a. Rh.

Berlin, Ouitzow-Str. 56/58. (Tel. II, 1144).

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft" durch den Verlag der Zukunft Berlin, Friedrichstrasse 10 sowie durch sämmtliche Annoncen-Expeditionen.

Die Zukunft.

Berlin, den 13. Januar 1906.

Das Weißbuch.

Am achten Januar, nachmittags, trug Wolffs wohlbekannter Depeschenbote den Extrakt aus dem seit drei Wochen angekündeten Weißbuch über Marokko in die Residenzen der Oeffentlichen Meinung. Ziemlich spät; der Metteur muß seine Anordnungen umwerfen, das halbe Rußland und das ganze Füllsel aus dem für die Maschine fertigen Satzgefüge nehmen. Die Sache wills; wenn der Auszug nicht im Abendblatt stünde, wäre die Wiederkehr des Völkerchaos zu fürchten. Ein paar Stunden danach halten von Fortunen begünstigte Redakteure das ganze Weißbuch in zitternden Händen. Manchen hat schon der Extrakt genügt; der war ihnen ein Auszug aller tötlich feinen Kräfte und mit ihm kam auch ihr Triumphchor noch ins Abendblatt. Andere schrieben Herrn Maurice Rouvier erst ein Bischen später das Todesurtheil. Alberne (und in diesem Fall obendrein feige) Grobheit blieb vereinzelt; die ahnungslosen Engel, die in rührender Einfalt vom Sieg der Wahrheit über die Lüge radotirten und Frankreich für einstweilen wenigstens moralisch vernichtet erklärten, ließen sich leicht zählen. Immerhin fand die Mehrheit diese Aktensammlung löblich; sie ergänze, hieß es, und widerlege an wichtigen Stellen auch die im französischen Gelbbuch gegebene Historie; Rouvier habe viel verschwiegen und viel gefärbt: jetzt aber sei in Berlin die lautere Wahrheit ans Licht gelangt. Pro captu lectoris habent sua fata libelli. Wenn in dem weißen Deckel nichts Anderes zu finden gewesen wäre als das Erste Buch Mose oder die Offenbarung Johannis, hätte das Urtheil nicht anders gelautet. Der Sieg war seit Wochen assekurirt und die Prämie nach Empfang der Bulletinsammlung sofort auszuzahlen. Am nächsten Morgen hatten wir auch bereits „Stimmen der

ausländischen Presse" im Haus; und natürlich war „der Eindruck überwiegend günstig". (Das Bild, die Metapher vom überwiegend günstigen Eindruck wäre zu ertragen; schwerer die Methode, nach der, zum Beispiel, der Lokalanzeiger Preßstimmen zu Gehör bringt; wer die citirten Zeitungen aufschlägt, liest es meist da ganz anders. Solches Eiapopeia wird vom System verlangt.) Daß in den Times am Neunten morgens noch kein Richterspruch stand, wurde als neues Zeichen zäher Bosheit gedeutet: der verlogene Jingo schweigt, weil sich ihm nicht so schnell Grund zum Tadel bietet. All dieser süße Quark könnte kaum Kindern schmecken. Der Vergleich der beiden Aktensammlungen fordert von Dem selbst, der die französische vorher mit heißem Bemühen studirt hat, mindestens einen halben Tag ununterbrochener Arbeit. Sonst wird ins Blaue geredet. Hat Jeder denn, der jetzt den Magister Germaniae spielte, auch nur die dreihundertachtundsechzig Nummern der Documents Diplomatiques mit der gehörigen Akribie durchgeackert? Wers nicht gethan hat, soll schweigen; auch wenn er sich ein Genie dünkelt. Die Meisten haben das Gelbbuch nie gesehen. So sachkundige Lober muß schließlich selbst der Durchlauchtige der Wilhelmstraße verachten. Der bei jeder Amtshandlung doch zunächst bedenkt, welches Echo sie wohl in der Presse wecken werde.

Auch diesmal hat ers weislich bedacht. Zwar lasen wir, Herr von Holstein habe das Weißbuch redigirt. Unwahrscheinlich. Der letzte Träger guter Tradition, der trotz den Irisflecken Alles sehende Argos der Marokko-Akten, hätte die Sache gar nicht oder anders gemacht; wird als willenloses Werkzeug wohl auch im Amt nicht empfohlen. Was jetzt verlangt wurde, konnte jeder Hammann oder Esternaux leisten; und für die effektvolle Anrichtung sorgte dann der maître d'hôtel (Radziwill). Zwei nützliche Eigenschaften kann kein Unbefangener dem schmächtigen Weißbüchlein absprechen. Erstens bringt es nichts gefährlich Verletzendes, nichts, was uns den Weg zur Verständigung sperren könnte; und zweitens ist es mit Bewußtsein so gemacht, daß es überall, selbst in Frankreich, auf die Gunst der Presse hoffen darf. Zweiundvierzig Seiten; im Nu durchflogen. Und Alles klingt so bieder, hat einen so würzigen Duft von Treue und Redlichkeit. Selbstlos sind wir, suchen keinen Vortheil, kämpfen nur für das Recht; für unseres und das der scherifischen Majestät. Cela ne rate jamais, sagen die Franzosen; die hier auch keinen Grund zu hitziger Aufregung finden. Rouvier wird kaum geritzt. Nur Delcassé und sein Saint-René Taillandier schwerer Sünde beschuldigt. Wer soll sich für diese abgethanen Leute ins Zeug werfen? Rouvier hat sich im Dezember zu sämmtlichen Forderungen Delcassés bekannt; offiziell, vor den Vertretern seiner Volksgenossen. Da-

von reden wir jetzt lieber nicht. Gleich nach dieser Rede, die wie ein höhnendes Trutzlied klang, hat der Deutsche Kaiser ja zu dem Mititärbevollmächtigten der Republik gesagt, er wisse Rouviers Loyalität zu schätzen und werde dem französischen Anspruch so weit wie möglich entgegenkommen. Sehr schmeichelhaft, sprach der also Geehrte beim nächsten Diplomatenempfang; auch ich hoffe, daß uns die Konferenz die angenehmsten Beziehungen zum Deutschen Reich sichern wird. All right. Dem Mann dürfen wir nicht die Laune verderben. Können andeuten, daß er ein Bischen gefärbt hat; nur nicht allzu laut. Die Hauptschuld dem Vorgänger aufbürden. Der ist Clemenceau, Jaurès & Co. ein Gräuel und wird, schon weil er sieben Jahre lang Minister war, auch von minder Radikalen nicht gerade zärtlich geliebt (nicht einmal von den Juden, in deren Gemeinschaft seine Abstammung ihn doch weist). Dann dürfen wir auf Beifall rechnen und können mit gutem Gewissen vor Europa feststellen, daß unser Prestige in diesem Jahr des Bangens nicht gelitten hat ... Dumme Metiers giebts nicht, sagte Grobian Bonaparte; nur dumme Menschen.

Was lehren uns nun eigentlich die lange bebrüteten Akten? Nichts von Belang. Nichts, was das Urtheil über die deutsche Diplomatenleistung irgendwie ändern könnte. Nichts sogar, was den Redakteur des Gelbbuches als Trugkünstler erweist. Wenn Rouvier brav gefärbt und getüncht hätte, dürften nur Schulmusterknaben und Moralpfaffen ihn zum Pranger verdammen. Jeder Geschäftsmann thuts in Nothfällen; und die Kollektivmoral ist weniger eng begrenzt als die individuelle. Vor zwanzig Jahren sagte Bismarck: „Der Herr Abgeordnete Richter kritisirt mein diplomatisches Verfahren in einer Weise, als wenn ein Landpastor mit seinen ländlichen Nachbarn eine diplomatische Note zerpflückt. Er zählt auf, was für schreckliche, unglaubliche Dinge ich gethan habe. Was im politischen Leben tägliches Brot ist, erscheint ihm als etwas ganz unglaublich Schreckliches. Ich bin dem Herrn Abgeordneten recht dankbar, daß er so seine Candide-Unbekanntschaft mit der Art, wie politische Geschäfte überhaupt sich entwickeln, einmal an den Tag gelegt hat; es kann ihm unmöglich in seinem Ansehen im Lande förderlich sein, wenn man sieht, wie kindlich er die Verhältnisse auffaßt." Auch den neusten Candides nicht, für die zu Haus immer tout est pour le mieux dans le meilleur des mondes possibles. Seit wann geht denn Wahrheit zu Hofe? Waren die Geschichten, die am Quai d'Orsay über die Genesis der deutsch-marokkanischen Anleihe erzählt wurden, etwa immer von martyrischer Wahrhaftigkeit? Ich denke, wir lassen die Ethik ruhen und halten uns an die Politik. Rouviers kurze Diplomatenconduite ist auch nach der Veröffentlichung des Weißbuches noch ohne auffälli-

gen Fleck; vielleicht nur, weil er unter allen Umständen geschont werden sollte. Dreierlei wird unter Beweis gestellt: Der franko-britische Kolonialvertrag vom achten April 1904 ist dem Deutschen Reich nicht rechtzeitig und nicht offiziell mitgetheilt worden; die Französische Republik wollte die Souverainetätrechte des Sultans Muley Abd ul Aziz schmälern und aus Marokko ein zweites Tunis machen; Frankreichs Gesandter hat sich in Fez auf ein europäisches Mandat berufen. (Rouvier, der diese Vorwürfe ungerecht nannte, mag ungenügend informirt gewesen sein.) Alle drei Beweisthemata sind nicht mehr wichtig und könnten, da beide Parteien sie seit Monaten bis zu völliger Erschöpfung der Hörer beschwatzt haben, als unerheblich abgelehnt werden. Wir spielen hier ja aber nicht Landgericht. Neues Aktenstudium also. Nur: von unbeeideten Zungen ist für die Beweisaufnahme nicht viel zu hoffen.

Der Aprilvertrag. Als 1880, auf Englands Wunsch, das internationale Schiedsgericht in Madrid den marokkanischen Streit schlichten sollte, ließ Bismarck dem Botschafter Saint-Vallier sagen, der Vertreter des Deutschen Reiches, das in Marokko keine Interessen habe, sei angewiesen, auf der Konferenz jeden Vorschlag seines französischen Kollegen zu unterstützen. Als vor acht Jahren wieder an den turko-kretischen Leiden herumkurirt wurde, erklärte die berliner Regirung, Deutschland sei keine Mittelmeermacht und verzichte deshalb auf den Platz im Konsilium. (Marokko hat freilich auch eine atlantische Küste, wurde bisher aber als zur Interessensphäre der Mittelmeermächte gehörig betrachtet.) Als im Juni 1901 Fürst Radolin beim Diplomatenempfang Delcassé fragt, ob Frankreich, wie man lese, ein „Protektorat über Marokko" plane, antwortet der Minister: „Wenn mit dem Wort Protektorat gesagt sein soll, daß unsere Republik, als Herrin von Algerien und Tunis, in Marokko eine ganz besondere Stellung hat und behalten muß, dann scheint dieser Thatbestand mir unbestreitbar." Und der Fürst: „Rien de plus juste; tout le monde se rend compte de cette situation." Diese praecedentia iudicia werden im Weißbuch nicht angefochten. Im Mai 1903, als der Gouverneur von Algerien eine Straferpedition gegen einen marokkanischen Bandenführer vorbereitet, meldet Delcassé diese Absicht nur den in England und in Spanien beglaubigten Botschaftern (Italien ist durch Tripolis für die Hingabe seiner marokkanischen Interessen entschädigt worden); nimmt also an, daß solche Meldung nur den Mittelmeermächten gebühre. Im Frühjahr 1904 verhandelt er mit Lansdowne. In der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung wird flink gesagt, Deutschland habe keinen Grund, die geplante entente unfreundlich zu beurtheilen. Die Kaiserliche Regirung fordert nicht Einblick in die Verhandlungen. Radolin

ſtellt nur eine Frage, die er ſelbſt „vielleicht indiskret“ nennt. Delcaſſés Erklärungen findet er ſehr natürlich und höchſt vernünftig. Bihourd wird aufgefordert, dieſes Geſpräch dem Auswärtigen Amt mitzutheilen, und die Note, die dieſe Aufforderung enthält, geht am nächſten Tag den Chefs aller großen franzöſiſchen Miſſionen zu. In Petersburg, London, Wien, Rom weiß man Beſcheid. Drei Wochen danach fragt Delcaſſé ſeinen berliner Botſchafter, ob er der Aufforderung ſchon nachgekommen ſei. Bihourd erwidert: „Ich fand noch keine paſſende Gelegenheit; ſeit mehr als vierzehn Tagen war kein Diplomatenempfang.“ Inzwiſchen hat der Kanzler im Reichstag über das franko-britiſche „Kolonialabkommen, deſſen Kernpunkt Marokko bildet“, geredet; muß es im Weſentlichen alſo kennen. Deutſchland, ſagter, kann ein ſchlechtes Verhältniß zwiſchen England und Frankreich nicht wünſchen; ſolches Verhältniß wäre eine Gefahr für den Weltfrieden. „Wir haben keinen Grund, zu befürchten, daß unſere merkantilen Intereſſen in Marokko von irgend einer Macht mißachtet oder verletzt werden könnten.“ Am ſiebenzehnten April wird die Déclaration in London veröffentlicht; weder Lansdowne noch Delcaſſé (Beider Verpflichtung iſt gleich groß oder gleich gering) läßt ſie offiziell in Berlin vorlegen. Wozu? Deutſchland hat ſich zunächſt für die Sache nicht intereſſirt, dann den weſentlichen Inhalt erfahren, iſt keine Mittelmeermacht und in ſeinen Intereſſen nicht gefährdet. Bihourd will am Neunzehnten mit Richthofen, den er ſeit dem März nicht zu ſehen bekam, darüber ſprechen. Schön, telegraphirt Delcaſſé; ſagen Sie ihm nur, daß Lansdowne und ich nie daran gedacht haben, die vorhandenen Intereſſen anderer Mächte zu ſchädigen. Nous pouvons le déclarer sans ambages et d'ailleurs sans nous en excuser, par ce que c'est la vérité et que notre dignité n'en saurait souffrir. Bihourd gehorcht, lobt dem Staatsſekretär die korrekte Rede des Kanzlers und ſchreibt an ſeinen Miniſter, die Bedenken deutſcher Zeitungen gegen die Befriſtung der Handelsfreiheit ſeien ungerechtfertigt, denn die dreißigjährige Friſt ſei ja nur ein Minimum und könne durch ſchweigende Uebereinkunft ſtets verlängert werden; Deutſchland habe keinen Grund zur Beſchwerde. Der Miniſter hat gegen dieſe Auffaſſung nichts einzuwenden.

Der kleine Theophil Delcaſſé mag der ärgſte Böſewicht ſein: in dieſem Fall ſcheint er mir nicht ſchuldig; ſo wenig wie Lansdowne. Warum ſtellte Radolin die indiskrete Frage? Warum ſprach Bülow von dem Vertrag wie von einer ihm bekannten unſchädlichen Sache? Warum forderte er nicht die Mittheilung des Wortlautes, um ſich die Möglichkeit rechtzeitigen Proteſtes zu wahren? Die Kontrahenten hätten ſeinen Wunſch ohne Säumen erfüllt und der Handel wäre raſch geregelt geweſen. Denn die Kaiſerliche Regirung war

damals (Rußland hatte im Osten erst ein paar Schiffe verloren) noch weit von dem Standpunkt, den sie nachher einnahm. Als die Deutsche Kolonialgesellschaft den Kanzler aufforderte, ehe es zu spät werde, Kompensationen für den nordwestafrikanischen Machtzuwachs Frankreichs zu verlangen, als eine Resolution der Alldeutschen aussprach, Deutschland sei bei den franko-britischen Verhandlungen schmählich übergangen worden, wurde aus offiziösen Blättern unzweideutig abgewinkt. Doch wohl nicht wider Willen der Regirung. Die ernsthafte Presse, schreibt Bihourd, stellt diesen wenig beträchtlichen Manifestationen die wahren Thatsachen gegenüber. In der Wilhelmstraße regt sich nichts. Am siebenten Oktober bringt Bihourd den am sechsten unterzeichneten franko-spanischen accord. Richthofen fragt, wie es mit der Handelsfreiheit stehe. Antwort: Die ist im Aprilvertrag ja verbürgt und daran hat Spaniens Beitritt nichts geändert. Delcassé zeigt Eifer. Deutschland habe sich überzeugt, daß seine Handelsinteressen, wie ers Radolin im März vorausgesagt hatte, durch die neuen Verträge nur gefördert seien, und habe, in dieser Ueberzeugung, die selben Rechte, die es in Marokko hat, jetzt auch in Egypten verlangt. Seit Spanien die Déclaration vom achten April anerkannt hat, ist die Freiheit des internationalen Handels noch besser gesichert. „Sagen Sie Das Herrn von Richthofen mit klaren Worten." Der Staatssekretär ist befriedigt und betont, Deutschland sei an den marokkanischen Angelegenheiten nur (exclusivement) wirthschaftlich interessirt. Der franko-spanische Zusatz zum Aprilvertrag ist in Berlin also offiziell „zur Kenntniß genommen". Nur der Zusatz? Nein; implicite auch der Hauptvertrag selbst. In Paris hat sich inzwischen aber Fürchterliches ereignet. Radolin hat über einen Punkt des (längst veröffentlichten) Vertrages Auskunft erbeten und von Delcassé die Antwort erhalten: „Das Alles finden Sie im Gelbbuch." War die Antwort unhöflich, dann durfte der Botschafter sie nicht hinnehmen; hielt sie sich in den Formen des zwischen den beiden Herren üblichen Verkehrs, dann ist sie nicht der Erwähnung werth. Das Beschwerderecht wäre jetzt jedenfalls verjährt. Wir wollen doch, so lange es geht, ernsthaft bleiben.

Vom dreiundzwanzigsten März 1904 bis zum zwölften Februar 1905 konnte Delcassé nicht ahnen, daß ihm auch nur ein Formfehler vorgeworfen werde. Als ers erfährt, ist er bestürzt, erinnert an die besondere Höflichkeit, die er den berliner Herren sieben Jahre lang gezeigt, an die vertraulichen Mittheilungen, die er im März Radolin (außer den Russen nur ihm) gemacht habe, und erklärt sich bereit, jedes trotzdem etwa vorhandene Mißverständniß zu beseitigen. Keine Antwort. Der Kaiser in Tanger. Konferenzvorschlag. Rouvier aux Affaires-Etrangères. Hat der Kleine mit seiner Unterlassung Deutsch-

land beleidigt? Dann hätte Deutschlands Vertreter nicht noch dreizehn Monate intim mit ihm verkehrt, noch im dreizehnten ihm herzlich für Vertrauensbeweise gedankt, comme des procédés que vous m'avez toujours témoignés. Wollte ers beleidigen? Dann hätte er sich nicht so eifrig, trotz Eduards und Cambons Winken, um die Wiederherstellung guter Beziehungen gemüht. Urtheil: Die Unterlassung der offiziellen Anzeige wurde erst inkriminirt, als Bülow, 1905, den 1904 gemachten Fehler einsah und für die neue Aktion einen Vorwand brauchte. Tolerari potest. Nur nicht allzu viel drüber reden.

Zweites impeachment. Die von Frankreich gefährdete Unabhängigkeit Marokkos und seines Sultans. Ich zweifle gar nicht, daß Delcassé den Wunsch hatte, Marokko zu tunifiziren und dem lüderlichen und unzuverlässigen Sultan nur im Harem die Herrschaft zu lassen. Zweifle eben so wenig, daß Bismarck mit vorsichtiger Energie diesen Wunsch genährt hätte. Die Erfüllung würde mindestens eine Milliarde Francs und dreihunderttausend Soldaten kosten, Frankreich ein Menschenalter hindurch in Athem halten und selbst Herrn Chauvin die Kriege gründlich verekeln. Die Franzosen kennen die ungeheure Schwierigkeit eines im Atlasland gegen Berber und Araber zu führenden Krieges und haben sich längst drum mit Geduld gewaffnet. Ihre Stunde kann kommen, ist aber noch nicht nah; und Regirungen, die vom Wohlwollen der Sozialisten abhängen, können solches Unternehmen sicher nicht wagen. Mit der Souverainetät des Sultans war auch vor Theophils Zeit kein Staat zu machen. Nur im Belad el Maghzen hat er einiges Ansehen. Bu Hamara, der Prätendent, brachte ihn mehr als einmal in Angstschweiß. Ein wirklich souverainer Sultan wäre, als Erbe Mohammeds, für Frankreichs algerischen Besitz eine Lebensgefahr. Abd ul Aziz ists nicht. Ist vielen Häuptlingen nur der primus inter pares und wird von manchen offen bekämpft. Ihm fehlt Geld, fehlen Soldaten; die Mittel und die Menschen zur Organisirung des Landes. Und die Eifersucht der Großmächte gestattet keiner, ihm das Fehlende zu liefern. Daß die Konferenz seine Autorität nicht festigen kann, braucht nicht bewiesen zu werden.

Offiziell und in sekreten Noten hat Delcassé hundertmal erklärt, die Unabhängigkeit des Scherifenreiches und seines Oberhauptes solle nicht angetastet werden. (Wers nicht glaubt, lese das Gelbbuch; oder hat Rouvier etwa die Noten des ihm verhaßten Theophil gefälscht?) Auch England bestand darauf und mußte, weil es Frankreich nicht als unbeschränkten Herrn der Mittelmeerenge sehen möchte, darauf bestehen. Schon in dem Kommentar zum Aprilvertrag sagte Lord Lansdowne, Frankreich sei verpflichtet, den Territorialbesitz und die Autorität des Sultans zu achten. Ein paar Citate aus dem Gelb-

buch. Delcassé an Saint-René Taillandier (1901): „Sagen Sie dem Sultan, daß es nur von ihm abhängt, in uns die treusten, für die Integrität seiner Macht sorglichsten Freunde zu haben. Unser Rechtsgefühl und unser Interesse bürgen ihm dafür, daß wir seine Macht nicht zu schmälern versuchen werden." 1903: „Wir sind fest entschlossen, uns an den Vertrag von 1845 zu halten und uns auf die zum Schutz unseres Gebietes unentbehrlichen Maßregeln zu beschränken. Nur die Ohnmacht des Maghzen zwingt uns, einen Theil seiner Pflichten auf uns zu nehmen." 1904: „Wir wollen das Ansehen des Sultans nicht mindern, sondern mehren." Taillandier an den scherifischen Minister: „Frankreich hat das größte Interesse an der Unabhängigkeit und Souveränetät des marokkanischen Reiches, von dessen Gedeihen das Algeriens abhängig ist." Antwort des braunen Ministers: „Der Sultan ist von der freundlichen Gesinnung Ihrer Regirung überzeugt und weiß, daß sie ihn in humanem Sinn aufrichtig berath; er spricht Ihnen den wärmsten Dank für all Ihre erfolgreichen Bemühungen aus." Delcassé an Taillandier: „Wir wollen die Macht des Sultans festigen und erweitern." 1905: „Der Sultan muß zu der Einsicht kommen, daß Frankreich lebhafter als jeder andere Staat wünschen muß, Marokko unter der anerkannten Autorität seines Monarchen in Frieden gedeihen zu sehen." Das Alles wurde nicht für die liebe Oeffentlichkeit geschrieben. Und was bringt das Weißbuch dagegen vor? Thörichte Journalartikel, die nichts, Behauptungen des Sultans, die wenig beweisen. Der Sultan ist in diesem Fall ein so klassischer Zeuge wie ein Witbooi in einem Streit über hottentotische Besitzrechte. Auch was über Taillandiers Forderungen berichtet wird, wiegt federleicht. Erstens können die Berichte übertreiben und zweitens kann der Gesandte, nach alter Händlersitte, viel gefordert haben, um Feilschobjekte in der Hand zu behalten und wenigstens Etwas zu erreichen; solche Schachermachei ist im Orient alltägliche Usance. Was liegt übrigens dran, ob der Agent aufdringlich und frech war? Auf die Haltung der Geschäftsinhaber kommts an; und die war äußerlich durchaus korrekt. Ergebniß: Möglich, daß Taillandier sich überhastete und täppisch wurde; durch den Augenschein oder durch glaubhafte Dokumente ist nichts bewiesen, also non liquet. Mindestens wahrscheinlich, daß die pariser Regirung die rasche Unterjochung Marokkos für unerreichbar hielt; sicher, daß sie bei jeder Gelegenheit erklärte, das Land solle unabhängig, der Herrscher souverain bleiben. Das mußte genügen, selbst wenns verlogenes Heuchlergerede war. Denn die internationale Höflichkeit verbietet Nierenprüfungen und bescheidet sich gern mit jeder als vérité officielle ausgebotenen Lüge; kann sich auch damit bescheiden. Englische Minister und Admirale haben nie an einen Krieg

gegen Deutschland gedacht? Nie; natürlich. Wenn die Kaiserliche Regirung Geld für Schlachtschiffe fordert, kommt ihr, trotz den im Reichstagshaus aufgehängten Tabellen, nie der Gedanke an Englands Flottenmacht? Nie; selbstverständlich. Also war auch Abd ul Aziz niemals von Frankreich bedroht.

Damit ist auch die letzte Beschwerde schon erledigt. Taillandier, Delcassé, Rouvier haben feierlich erklärt und wiederholt, von einem europäischen Mandat sei niemals die Rede gewesen. Daß der Gesandte in Fez eine so dumme, sofort widerlegbare Lüge ausgesprochen habe, ist unwahrscheinlich; möglich aber, daß er in der Hitze des Redegefechtes mit der hinter ihm stehenden Macht ein Bischen renommirt hat. Das geschieht alle Tage; und in Afrika täglich wenigstens zweimal. Er konnte sich für den Vertreter aller Großinteressenten halten und sprach, wenn er Schutz vor Räubereien forderte, wirklich in Europens Namen. Selbst der nicht sehr frankophile spanische Ministerpräsident Montero Rios sagte im August 1905 (Fall Si Buzian) zu Jules Cambon, Frankreich wahre in Marokko jetzt les intérêts de toutes les Puissances. Die pariser Erklärungen konnten dem Sultan und seinen berliner Patronen genügen. Fürst Bülow darf die Worte minder hoch betitelter und verantwortlicher Beamten nicht allzu peinlich wägen. Er selbst hat, am fünfundzwanzigsten Juni 1905, zu Bihourd gesagt: „Der Deutsche Kaiser hat sich dem Sultan verpflichtet und kann ihn deshalb nicht im Stich lassen; doch die Zukunft gehört Dem, der zu warten versteht. Die Unabhängigkeit des Sultans muß proklamirt und eine internationale Organisation versucht werden. Mißlingt der Versuch (was sehr möglich ist), dann kann Frankreich die Rolle übernehmen, die es sich wünscht. (Le prince a appuyé sur ce point)." Das ist wichtiger und schlimmer als alles Delcassé Angekreidete. Und wird im Weißbuch nicht bestritten.

Les hommes politiques, stöhnte Chateaubriand aus der offenen Gruft, ne sont souvent que des ouvriers en ruines. Diesmal waren sies. Und was hat ihr Mühen nun aus Haufen bröckelnder Trümmer an den Tag gebracht? Selbst den Gläubigen doch nur die Gewißheit, daß die deutschen Geschäftsleiter redlichen Herzens waren. Das vor Zeit und Ewigkeit festgestellt zu sehen, wird ganz sicher die Hauptsorge der Ethiker sein, die sich jetzt in Algesiras versammeln. Oder nicht? Kamen sie nicht nach Spanien, um zu hören, wer einfältig und wer mit allen Salben geschmiert war, sondern, um Machtfragen die einzig jetzt mögliche Antwort zu suchen? Das wäre fatal. Dann fänden sie am Ende gar, das deutsche Weißbuch sei an Sonn- und Feiertagen recht erbaulich zu lesen, sage über das ernsthafte politische Geschäft aber kein brauchbares Wort.

✻

Shylock.

Der Intendant und Schauspieler Ernst von Possart hatte bei seinem Abschied von der münchener Hofbühne seine vielbewunderte und weitgepriesene Paraderolle, den Shylock, gespielt und damit einen Enthusiasmus erregt, der sich nach dem Schluß — wie bei einer Diva — bis zum Ausspannen der Pferde steigerte. Possarts Auffassung des Shylock, dem er im letzten Jahrzehnt mehr und mehr Pathos und Würde verliehen, veranlaßte den ehrlichen Bewunderer Shakespeares, wieder einmal das Original des „Kaufmann von Venedig" in die Hand zu nehmen, um sich zu überzeugen, ob denn sein tiefinnerer Widerspruch gegen den großen Mund der Oeffentlichen Meinung auch recht gründlich motivirt sei. Nachdem der ehrliche Freund Shakespeares das Original genau durchgelesen hatte, schlug er zu seiner weiteren Vergewisserung noch den „Shakespeare von Gervinus" auf und fand hier folgenden Satz: „Shylock ist das Gegenbild (zu den edlen Venezianern), das man kaum zu erklären braucht, obwohl freilich in dieser Zeit der Verwilderung von Kunst und Sitte die Gemeinheit und Verrücktheit so weit gehen konnte, aus diesem Auswurf der Menschheit auf der Bühne einen Märtyrer zu machen."

Dieser Satz des berühmten Aesthetikers und unübertroffenen Shakespeareskenners aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist allerdings recht hart, aber im Wesentlichen richtig und trifft so ziemlich auch sämmtliche heutigen Shylock-Darsteller von Bedeutung. Die Auffassung Possarts und anderer ersten Schauspieler ist also weder neu noch originell, sondern stammt von einem Größeren, Geistvolleren: von Bogumil Dawison. Nur wagte Dawison, konsequenter zu sein. Er ließ nämlich auf seinen Gastspielreisen den fünften Akt des Schauspiels, das eigentlich ein Lustspiel ist, einfach weg und schloß mit dem Abgang des zum Heroen hinaufgeschraubten Jobbers. Um diese Hinaufschraubung zu ermöglichen, hatte der äußerst raffinirte Bogumil nicht nur in Shylocks Rolle alle Sätze, die seiner gewaltsamen Auffassung widerstrebten, entfernt oder „leicht verbessert": er hatte auch mit der diesem genialen Mimen eigenen Rücksichtlosigkeit in sämmtlichen anderen Rollen nicht nur die entsprechenden Striche gemacht, sondern auch Aenderungen vorgenommen, endlich vermöge seiner Autorität die Mitspielenden veranlaßt oder genöthigt, die shakespearischen Charaktere bei der Darstellung zu fälschen. Die edlen Venezianer mußten zu erbitterten Antisemiten voll strotzender Intoleranz gestempelt werden, damit der gemarterte hebräische Heros um so wirksamer seine Emanzipation-Thesen in die Massen schleudern konnte. Da nun Dawison eine Intensität der ethischen Accente zu Gebote stand wie nach ihm keinem anderen Mimen, so gewann die Dialektik Shylocks in seinem Munde eine Kraft und Wahrheit, daß sogar ein großer Theil der Rezensenten, Alle, die sich nicht die Mühe

nehmen oder die Zeit haben, das Original heranzuziehen und eingehend zu vergleichen, von ihm dupirt wurde. Und wozu? Um neue, eigenartige, starke, groteske schauspielerische Wirkungen zu erzielen. Bogumil war außerdem ein feiner politischer Rechner. Es war die Zeit, da so bedeutende Politiker wie Lasker, Bamberger und Andere an der Spitze der deutschen Parlamente standen, da die völlige Emanzipation der Juden als nothwendige und berechtigte Forderung in das Bewußtsein des deutschen Volkes eingedrungen war. Es war ferner die Zeit, da Shakespeare, mit dem jetzt jeder Gymnasiast vertraut ist, nur einer kleinen Schaar Gebildeter gründlich bekannt war. Heute aber sollten Schauspieler und Rezensenten sich das Meisterwerk des Briten gewissenhafter ansehen; dann würde diese total falsche Auffassung bald aus der Bretterwelt geschafft.

Daß Shakespeare, der größte Meister der Psychologie, seinem Shylock auch echte und rechte Beschwerdegründe gegeben, daß er den Haß der Juden gegen die Christen motivirt hat, ist bei seiner Dichtergröße nicht verwunderlich und jedem Leser sofort sichtbar. Nie aber hat Shakespeare und seine Zeit an eine Judenemanzipation in unserem Sinn gedacht; sein Werk ist eben so wenig wie irgend ein anderes seiner Dramen tendenziös gefärbt: es sind immer nur die menschlichen Charaktere, die er mit größter und schärfster Wahrheit hinstellt, niemals Thesen seiner Zeit. Darum wird er auch nie veralten.

Ich wiederhole: der „Kaufmann von Venedig" ist ein Lustspiel. Hätte Shakespeare eine Tragoedie aus dem alten Novellenstoff des vierzehnten Jahrhunderts machen wollen, so würde das Stück mit dem Tod Shylocks schließen, statt nach dessen Abgang im vierten Akt noch reine Lustspielszenen zu bringen; der Dichter hätte nicht die Intrigue der Ringe erfunden und die Spannung des fünften Aktes auf die Lösung dieser Intrigue gestellt. Daraus folgt, daß für Shakespeare der Shylock nur eine Episode, freilich eine zu mächtiger Wirkung heraufgewachsene, ist. Es ist also, mild geurtheilt, eine Entstellung Shakespeares, wenn ein Darsteller die Lustspielwirkungen des Stückes auf ein Minimum zu reduziren sucht, wenn er etwa in der Szene mit Tubal, die von dem großen Meister des Humors ganz offenbar auf komische Wirkungen zugespitzt ist, alles Lächerliche der Situation und der Figuren unterdrückt, wenn er mit dem forcirtesten heroischen Pathos die Sätze über die Berechtigung seines Hasses als Tendenzphrasen in das Parterre hineinschreit und sich als Märtyrer aufspielt. Solche mimische Kunststücke sind von der Weisheit und Bescheidenheit Shakespeares durch Weltenweite getrennt.

Richtig ist, daß Antonio, der Königliche Kaufmann, den Shakespeare als den edelsten Menschen zeichnet, Shylock auf dem Rialto, der venezianischen Börse, mißhandelt hat. Warum mißhandelte er ihn aber? Nicht, weil er Jude, sondern, weil er einer der schlimmsten Wucherer ist. Shylock berechnet sich genau, daß ihn Antonio durch sein großmüthiges unentgeltliches Verleihen

von Geldern um eine halbe Million schon geschädigt hat; er haßt ihn, „weil er den Preis der Zinsen herunterbringt.“*) Daher sein Grimm gegen ihn. Diesem Grimme mag er oft genug auf dem Rialto Ausdruck gegeben, Antonio ihm dagegen sein wucherisches Verfahren vorgeworfen haben. Aus dem Wortwechsel entspann sich Thätlichkeit; es ist auch heutzutage nicht ungewöhnlich, daß zwei Menschen handgemein werden (sogar, daß Börsianer einander ohrfeigen); wenn die Mißhandlung Shylocks durch Antonio kräftiger und einseitiger war, wenn sie sogar bis zum Anspucken ging, so muß Das der roheren Sitte der Zeit zugeschrieben werden, wohl auch der persönlichen Feigheit Shylocks. Selbst die edelsten Damen der Zeit, wie Porzia doch eine ist, bedienen sich ja seltsamer Ausdrücke; sie sagt, zum Beispiel, zu Nerissa über den neapolitanischen Prinzen als Pferdeliebhaber und Pferdebeschlager: „Ich fürchte sehr, seine gnädige Frau Mutter hat es mit einem Schmied gehalten“. Solche Derbheiten sind in ihrem Mund nicht selten. Die Herabsetzung des Juden hindert aber die edlen Venezianer doch nicht, ihn zu ihren Gelagen einzuladen. Was sagt er nun zu der ersten, ganz freundlich gemeinten Einladung Bassanios, „mit ihm zu speisen“? „Ja, um Schinken zu riechen und von der Behausung zu essen, wo Euer Prophet, der Nazarener, den Teufel hineinbeschwor?“ Für einen Heros ist Das kaum die passende Antwort. Judas Makkabäus hätte anders erwidert. Als er zum zweiten Mal eingeladen wird, sagt Shylock: „Doch ich will gehn aus Haß, auf den Verschwender von Christen zehren!“ Auch seinen Diener Lanzelot, der in seinem Dienst halb verhungert ist und eine solche Behandlung erlitten hat, daß er seinen Herrn den „eingefleischten Teufel“ nennt, schickt er zu Bassanio, „zu Einem, dem er möge den aufgeborgten Beutel leeren helfen!“ Die eigene Tochter sagt: „Dies Haus ist Hölle!“ Sie „schämt sich, des Vaters Kind zu sein.“ Mit welcher Lieblosigkeit muß er dies Kind behandelt haben, das im Grunde naiv und gut ist! Freilich giebt ihr der in ihrem Hause mit aufgewachsene Lanzelot den bedenklichen Trost: „Ihr könnt gewissermaßen hoffen, daß Euer Vater Euch nicht erzeugt hat, daß Ihr nicht des Juden Tochter seid!“ Als Shylock die Flucht seiner Tochter erfährt, stürzt er auf die Straße und schreit nach seinen Dukaten. „Zwei Säcke voll Dukaten, doppelte Dukaten, Juwelen, zwei reiche, köstliche Gesteine!“ Die Tochter ist ihm dabei gleichgiltig. Wenn der Darsteller in dieses Geschrei Schmerz über den Verlust der Tochter legt, fälscht er die Intention Shakespeares: es ist nur der Wucherer und Geizhals, der sein Geld bejammert und deshalb die Polizei auf seine Tochter hetzt. „Ich wollte, meine Tochter läge tot zu meinen Füßen und hätte die Juwelen in den Ohren!“ Kann ein Dichter stärker ausdrücken, daß nur der Besitz des Geldes für diese gemeine Seele

*) „And brings down the rate of usance here with us in Venice!“

Werth hat? Was ihn daneben noch bewegt, ist Haß, Bosheit, tückische Schadenfreude. Die Venezianer nennen ihn „einen falschen, unbarmherzigen Hund." So zeigt er sich auch. Aber diese Eigenschaften würden auf der Bühne nur abstoßend wirken, wenn sie nicht in einer so typisch hebräischen, stets an die Grenze des Grotesk-Komischen anstreifenden Form sich zeigten. Wer diese Grenze verwischt und den leidenden Juden, den erhabenen Dulder von Unrecht hinzustellen sucht, spekulirt zwar richtig auf die Massen, aber im Kenner erweckt er Unwillen über die Verzerrung der dichterischen Gestalt. Wenn Shakespeare seinen Graziano in der Gerichtsszene den Juden mit dessen eigenen Worten verhöhnen läßt, so hat er damit unzweifelhaft Lustspielwirkungen bezweckt. Der Zuschauer soll über Shylock lachen, nicht mit ihm tragisches Mitleid empfinden. Damit soll freilich nicht gesagt sein, Shylock dürfe zur Possenfigur herunterſinken. Aber ein Mensch, der als seine Absicht ausspricht: „Ich will sein Herz haben, wenn er verfällt, denn wenn er aus Venedig weg ist, so kann ich Handel treiben, wie ich will", ist kein Verfechter des unterdrückten Judenthumes, sondern ein habgieriger Bösewicht. Als man ihn fragt, warum er Antonio so hasse, erwidert er unter Anderem: „Noch Andre können, wenn die Sackpfeife durch die Nase singt, vor Anreiz den Urin nicht bei sich behalten!" Spricht daraus nicht eine gemeine Gesinnung? Es genügt eigentlich schon der Satz: „Wer haßt ein Ding und brächt' es nicht gern um?" Oder die Erwiderung auf Porzias Mahnung: „Nehmt einen Feldscher, daß er nicht verblutet!" Sie lautet: 's ist nicht in dem Schein!" Die heutigen Schauspieler pflegen aus dem Abgang Shylocks nach der Gerichtsszene ein Hauptkapital herauszuschlagen. Der tückische Jude wird vom Dogen und von Antonio doch recht nachsichtig behandelt. Nur in einem Punkt steht unser Denken und Empfinden im Gegensatz zu dem der Zeit Shakespeares: da, wo Antonio die Bedingung stellt, „daß er gleich für diese Gunst (Erlaß der Buße) das Christenthum bekenne." Was sagt nun aber Shylock zu diesem Verlangen? Auf Porzias Frage „Bist Dus zufrieden?" erwidert er: „Ich bins zufrieden." Ohne ein weiteres Wort fügt er, der vorher so geschickt mit Worten zu streiten verstand, sich und opfert dem Mammon seinen Glauben. Ist Das ein Vertreter seiner Rasse und seines Glaubens? Daß der Schauspieler den schwergetroffenen Geschäftsmann und Juden zeigt, ist berechtigt; daß er aber aus dem Satz „Ich bin nicht wohl, schickt mir die Akte nach und ich will zeichnen" eine endlose Pantomime erhabensten seelischen Schmerzes, unsäglicher Kränkung persönlicher Würde und fast paralytischen Zustandes macht, ist komoediantische Zuthat. Wir hören im fünften Akt nicht, daß er gestorben oder erkrankt sei, nichts von einer Weigerung, Christ zu werden; Shakespeare läßt den Schreiber einfach mittheilen, daß Shylock die Schenkungakte unterschrieben hat.

Wenn man die beiden parallel laufenden Handlungen des Stückes ver-

gleicht, findet man noch ein anderes Moment, das jede tendenziöse Färbung der Rolle des Shylock von vorn herein ausschließt: in beiden, in der Geschichte von den drei Kästchen wie in dem Vertrag, der das Pfund Fleisch verheißt, handelt sichs um Fabeln. Die Verwandlung des Mädchens Porzia ferner in einen Richter, der vom Dogen, vom Senat, von sämmtlichen Zeugen, vom Angeklagten und vom Kläger glaubhaft befunden, ja, bewundert wird, gehört in das Gebiet des Märchenhaften. So ist auch der ganze fünfte Akt mit seiner zauberhaft schönen italienischen Nacht voll Poesie und voll Harmonie. „Der Mann, der nicht Musik hat in sich selbst, taugt zu Verrath, zu Räuberei und Tücken."

Den großen Vorgängern Dawisons fiel es nicht ein, die Figur aus dem shakespearischen „Mittel" (Goethes Ausdruck für milieu!) heraus und damit das ganze Stück aus den Angeln zu heben. Laroche in seiner künstlerischen Einfachheit und Bescheidenheit, Döring in seiner unwandelbaren Treue der Menschendarstellung hätten sich niemals zu einer dichterischen Fälschung herbeigelassen. Von den Neueren hat der geniale Mitterwurzer zuletzt wieder versucht, den Shylock auf die richtige Grundlage zu stellen: er wurde von dem größten Theil der Presse getadelt und blieb mit seiner Auffassung allein. Italiens größter Schauspieler, Novelli, den ich in Rom als Shylock sah, thut dem Stück und der Rolle grausame Gewalt an, aber seine unverwüstliche komische Kraft kann er nicht verleugnen und die Wirkungen, die er hervorbringt, schwanken zwischen hochtragischen und derbkomischen; damit kommt er schließlich dem Original näher als unsere Shylockspieler von heute.

Unverständlich ist mir, wie ein aufgeklärter Vertreter des Judenthumes Genugthuung darüber empfinden kann, daß berechtigte Klagen über die Unterdrückung und Schmähung der Israeliten von Schauspielern benutzt werden, um aus einem gemeinen Wucherer einen Heros und Märtyrer zu machen.

München. Generalintendant a. D. Dr. Julius von Werther.

Ein Menschenkenner.

Ganz leise ging sie auf den Teppichen die Treppe hinauf; noch immer so leise wie beim ersten Mal. An jedem Treppenabsatz hielt sie still, wie damals, mit dem selben Herzklopfen und dem selben Gefühl, das aus Jauchzen und Schmerz gemischt war, einem Gefühl, das sie vorwärtstrieb und zurückriß.

Er hatte zugeschaut, wie zögernd sie ins Haus getreten war. Zum letzten Mal wollte er Alles um sie voll genießen. Er hatte sie schon über die Straße schreiten sehen mit den feinen Füßen, die nur gerade gingen, nie gespannt auswärts, mit ihrer müden, lässigen Grazie, die ihn immer wieder bezauberte, in den Hauch ergreifender Schwermuth wie in einen holden Schleier gehüllt, der sie über

die Erde trug. Nie hatte sie eine unvermittelte Bewegung. Alles an ihr war Harmonie; ein weicher, dämmernder Farbenton darüber, der dem Künstler in ihm wohlthat. Selbst in dem Lächeln, das ihn grüßte, als er ihr die Thür öffnete, lag verhaltene Trauer. Nichts Lautes um sie. Alles so wunderbar gedämpft wie verwehende Klänge.

Er neckte sie schmeichelnd, wie endlos lange sie wieder gebraucht habe, die zwei Treppen zu seiner Wohnung hochzusteigen. Da schmiegte sie sich an ihn wie ein verschämtes Kind; und langsam, unter seinen Küssen erst, wich die Scheu, die er bei jedem Wiedersehen neu zu besiegen hatte.

Er nahm ihr die Hutnadeln aus dem goldenen dicken Flechtenknoten und half ihr den langen, schleppenden Frühlingsmantel ablegen. Sie trug immer weiße Kleider unter ihrem Mantel, wenn sie zu ihm kam. Er hatte ihr gesagt, keine andere Farbe passe zu ihr. Und dabei wußte er, wie weit die erste Jugend hinter ihr lag. Aber er liebte die Reife des kommenden Herbstes auf Frauengesichtern, den rührenden Reiz verblühender Züge, wenn Frühlingsgewand und Frühlingsgefühle diesen rührenden Reiz vertieften und noch ergreifender machten.

Jetzt zog er ihr die langen dänischen Handschuhe von den weißen Fingern, die zart wie Kinderfinger geblieben waren. Dabei sahen seine scharfen Augen sie an. So herrschend waren die Pupillen darin, daß sie immer wieder meinen konnte, die Augen, die sie ansahen, groß, offen und bannend, seien schwarz und nicht blau. Es that weh, als seine Augen die ihren zitternden, flehenden so trafen. Unruhe ergriff sie; eine weiche, stolzlose Schlaffheit, vor der sie sich fürchtete und nach der sie sich doch sehnte, beinahe. Sie beugte sich herunter, bezwungen, in scheuer Scham, und berührte seine braunrothe, kräftige, behaarte Hand, eine Hand, die in nichts den Geistesarbeiter verrieth und die ihr stillhielt ohne Verwundern.

Am Zucken ihrer Lippen wußte er, daß in ihr wach wurde, was er wach wissen wollte, noch ehe er empfand. Ein triumphirendes Vergnügen schuf es ihm, daß dieses Weib, das er in seinen Armen hielt, so eine Andere, eine ganz Andere war als Die, der er sonst, vor Fremden, begegnen konnte. Ein Bild mädchenhafter, unberührter, fast herber Anmuth dort: und er vermochte sie bei sich erschauern zu lassen mit einem Blick, einem Wort.

Er sagte, wenn sie einem Geheiß von ihm zu widerstreben versuchte: „Sei so gut“ (eine leise gezogene Betonung auf dem „sei“) und hatte eine langsame, staunende Kopfbewegung dabei. Sie bebte vor diesem „Sei so gut.“ Der Befehl eines Anderen konnte ihr nicht so zwingend und drohend sein. Er lächelte, wenn ihr weicher Mund in dankbarer Demuth seine häßlichen Hände berührte; mit der heißesten Leidenschaft, wenn er ihr wehgethan.

Er hatte sie gelehrt, jedesmal, wenn sie von ihm ging, ihm zu danken, nicht, um sie für die Zwischenzeit auch mit ihrer Phantasie an sich zu ketten (Das glaubte er nicht nöthig zu haben), nein, nur in dem perversen Wunsch, seine Macht über sie zu erproben, blos kindisch eigensinnig, mit kindischen Worten, die er ihr vorsprach. Er hielt dabei ihr feines Handgelenk fest und hielt ihre erst widerstrebenden Kinderaugen mit seinen herrischen, stahlglänzenden Augen noch fester, bis sie den lieblichen Kopf neigte und ihre bebenden Lippen mit bittendem Ausdruck seine Hand suchten. Würde sie sich dagegen empören, wenigstens einmal den edlen Kopf hochmüthig zurückwerfen, wie sie es vor Anderen thun konnte, dem ehrerbietigsten Gruß.

gegenüber? Er hatte darauf gewartet und gewußt, daß er sie trotzdem niederzwingen würde. Sie empörte sich nicht. Sie hatte wohl Thränen der Scham in den Augen, aber nie ein Auflehnen gegen die suggestive Gewalt, die von ihm ausging.

Eine bleiche, liebliche Blüthe war sie, wie windverweht hierher in diesen Dunstkreis von bewußter, gewollt raffinirter Sinnenfreude. Sein Eigen war sie, ganz sein Eigen; Niemand hatte je ein Recht an sie gehabt. Das wußte er, auch wenn er sie nie danach gefragt hatte. Er mußte lachen, ein gesundes, klingendes Lachen im Gedanken daran, daß ein Anderer . . . Und wenn er sich heute von ihr trennte, wie er entschlossen war, so würde wohl nie wieder Einer ein Recht an sie gewinnen.

Man mußte schon ein so scharfäugiger, kaltherziger Menschenkenner sein und über so viele selbstsichere, beherrschte, kluge Beobachtungsgabe verfügen wie er, man mußte schon die Reife seiner vierzig Jahre haben und sich das Lebensstudium eines Schriftstellers aus den schlummernden Perversitäten in der Frauennatur gemacht haben, um zu wissen, daß der einzige Weg zu dieser edelstolzen, reinen Ruhe Brutalität sein konnte. Sie war ihm seitdem sklavisch ergeben. Verdorben war sie für jedes normale Verhältniß von Weib zu Mann und von Mann zu Weib. Seltsam. Er verdarb sie eigentlich Alle, ohne es zu wollen.

Er sah ihr zu, von der Chaiselongue her, über sein literarisches Fachblatt hinweg, wie sie im Zimmer mit ihren stillen, frauenhaften Bewegungen, Ordnung schaffend, umherging und mitunter stillstand, in den räthselvollen Augen das verlorene, erstorbene Schauen, das sie manchmal haben konnte. Es war dann, als wäre ihre Seele irgendwo in weiter, toter Ferne.

Sie fühlte seinen Blick, der ihrer „Verträumtheit" galt; da raffte sie sich zusammenschreckend auf und lächelte ihm zu, — ein mühsames Lächeln. Sie steckte die verstreuten Zeitungblätter in die Mappe, schichtete seine Papiere gerade, sammelte auf seinem Schreibtisch mit liebkosenden Händen die abgeschriebenen Bleistifte, die er bei der Arbeit hingeworfen, fegte seine Cigarettenasche herunter und bückte sich unzählige Male nach Allem, was er in seiner rücksichtlosen Art auf den rothen Teppich verstreut hatte. Jetzt rieb sie gar an dem kupfernen Hahn im Eichengetäfel und ließ dann aus dem offenen Munde des Engelskopfes die tiefe kupferne Schüssel davor sich mit kaltem, klarem Wasser füllen. Da mußte sie über ihre Dienstbeflissenheit selber lächeln. So versunken war sie in ihr Thun, daß sie das Summen des hängenden Kessels über dem kleinen Tischchen fast überhört hätte.

Sie saß jetzt still neben ihm auf dem Sofa und sah zu dem Eckchen Himmel hinauf, das ihr hier, mitten in der Stadt, einen Ausschnitt vom Sonnenuntergang zeigte; ein holdes, vom Fenster umrahmtes Bild, rothblühend und glühend auf goldenem Grund. Der goldene Schein stahl sich über den Balkon hinweg auf den Tisch, spiegelte sich in den silbernen Cakes- und Konfektschalen, glitzerte im Kristall der geschliffenen Flaschen und Gläser und ließ die bunten Blumen in den japanischen Tassen blühen und leuchtende Märchen erzählen.

Dämmerung schlich herein. Das glimmende Ende der Cigarette war nun noch ihr einziges Licht. Frühlingsabendstimmung, wie draußen, lag um sie her.

Die Dämmerung griff mit weichen Fingern in die dicken schweren Kelims an den Wänden, verhüllte sie und schlang auch ihre Schleier um die eichenen breiten Möbel. Die standen furchtlos da, als seien sie seit Ewigkeiten hier und für die Ewigkeit erbaut. Rothe Rosen dufteten auf dem Tisch. Man sah sie nicht mehr. Ihre

Pracht und Fülle galt dem Gedenken daran, daß es heute zwei Jahre her war, seit er zum ersten Mal, hier über seine Schwelle, sie wie ein scheues Vögelchen getragen. Zwei Jahre! Diesen Termin hatte er sich von vorn herein als spätesten gesetzt.

Er plante wieder eine Reise nach dem Orient „der Flüchtling, der Unbehauste, der Unmensch ohne Zweck und Ruh." So faustisch bezeichnete er sich gelegentlich selber gern. Er liebte es dann, leicht, in glatt gelösten Fäden, sich loszuwinden von Allem, auch dem Besten, was ihn band und engte. Nur keine störend verknoteten Mahnungen und Erinnerungen! Er wartete auch nie, bis ein Verhältniß, durch Zwang von der einen oder der anderen Seite, seinen naiven Reiz eingebüßt hatte. Er schied, wenn es am Schönsten war. In Schönheit enden nannte ers. Und an dem Tag, an dem es so enden sollte, noch einmal seine tiefsten Zauber spielen lassen und mit Sinnen, die geschärft und gereizt waren vom Bewußtsein des nahenden Abschieds, den köstlichen Trank genießen.

. . . Er hatte noch einmal seine kraftvoll weiche Zärtlichkeit sie überfluthen lassen, den berauschenden, hinreißenden Reiz, der ihn im Werben um Liebe umwob, die ganze Süße seines Gebens. Vergehend lag sie in seinem Arm, sein Geschöpf, sein in dem Zucken jedes Nervs. Und jeder Gedanke in ihr sein. Es wunderte ihn nicht, daß sie nie von der Vergangenheit sprach. Er wußte: sie lebte nur in der Gegenwart, nur in ihm. Welt und Vergangenheit und Zukunft war ihr versunken.

Nun wollte ihn doch Mitleid beinahe überkommen, wie er, auf und niedergehend und die Worte für sie suchend, sie dort, halb hingelehnt, in den türkischen Polstern ruhen sah. Von den aufgehobenen Armen fiel der weiße Chiffon weich und wolkig in Wellen zurück. Die Finger, die keine anderen als seine Ringe mehr trugen, umspannten das Kissen, in das ihr müder Kopf sich gedrückt. Ihr weißes Kleid und ihr weißes Gesicht hoben sich von dem purpurnen Sammet der Kissenumrahmung ab. Der Mond goß sein Licht durch einen Spalt, den die zugezogenen Gobelins an den Fenstern ließen, und verzauberte ihre Gestalt.

Mit dem Glücksgefühl des Aesthetikers trank er das Bild in seine Augen und in seine Seele. Er war ein Meister in der Kunst, Harmonien in sich aufzunehmen. In der Sprache, die er beherrschte und kristallklar köstlich schliff, gab er sie dann der Welt zurück, duftender und klingender und farbenvoller, als sie gewesen

Sie deckte erglühend ihr Gesicht mit den Händen, da sie seinen prüfenden Blick zu fühlen begann, verdeckte es in jäh auflodernder Scham.

Wundervoll verwerthbar! Danach maß er Alles, was ihm begegnete. Der Mensch war untergegangen im Künstler, der von allem Anfang an stärker und größer gewesen. Er war und blieb Künstler, im Schaffen nicht nur, auch im Anschauen und Gestalten des Erlebens.

Es war ganz dunkel jetzt. Er zündete auf seinem Schreibtisch die rothscheibige Laterne an, die Fuß und Schaft wie eine Straßenlaterne hatte. An dem runden Schaft lehnte eine bronzene Mädchengestalt. Das ärmliche Tuch war von ihren Schultern geglitten, als sie beide Arme zu dem Lichtschein hob. Der offene Brief in ihren Händen schien zu zittern: so lebensvoll war die Gestalt, so schmerzlich lebensvoll das schmale Gesicht, das las und weinte und nicht glauben wollte, was es las. Ueberraschend vertiefte das Bildchen die Stimmung der Stunde. . . . So! Das würde den rechten Moment geben! Er mußte sie beobachten; nicht nur, um sich Sensation zu schaffen: er wußte, er würde nie wieder ein Modell von

solcher Reinheit und Ausdrucksfähigkeit finden. Und ganz ahnunglos war sie, eingewiegt von tausend betäubenden Zärtlichkeiten, die sie wohl noch beseligend brannten und schmerzten.

Er würde einen köstlichen Typ in ihr gefunden haben. Feiner fühlte sie Freude und Kränkung und tiefer als andere Frauen. Das, was sie sagen und thun würde, mußte zwingend echt und überzeugend sein. Er kostete alle Freude eines Feinschmeckers voraus. Er würde also endlich eine Form, die Form gefunden haben, wie unverdorbene Frauen es aufnehmen, wenn man ihnen brutal und grundlos — als ob es dafür je Gründe gegeben hätte! — Lebewohl sagt. Er wußte: „In jeder großen Trennung liegt ein Keim von Wahnsinn. Man muß sich hüten, ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen."

Und da wollte ihn doch eine unbequeme Scheu überschleichen vor dem vergessenen leisen Lächeln dort, das wie entschlummert um die lieblichen Lippen lag und das vergeblich den trauervollen Ernst ihres weißen Gesichtes zu bekämpfen suchte. Er unterbrach seine Wanderung auf dem Teppich und hielt still. Nicht vor ihr: im Lichtkreis seiner Laterne stand er, an den Schreibtisch gelehnt, beide Arme ausgebreitet und rückwärts darauf gestützt. Und dann sprach er. Seine kraftvolle Gestalt in der schwarzen offenen Sammetjacke mit dem farbigen Seidengürtel darunter war vorgeneigt. Den Kopf mit dem schwarzen dichten Kraushaar, das einzelne Silberfäden noch verschönten, hatte er ihr zugekehrt, angespannt, damit kein Regen, kein Zucken in ihr ihm entgehe. Rother Lampenschein lag über seinem Haar und rother Lampenschein traf seine unedlen Hände, daß sie aussahen, als seien sie in Blut getaucht.

Er sah, wie ihre Augen unter seinen Worten sich weiteten, immer größer, immer starrer, immer blicklöser.

„Ich liebe Dich doch, Kind," tröstete er. „Ich werde Dich noch lange lieben. Aber wir wollen aufhören, ehe Das vorüber ist. Ich weiß, daß es eines Tages vorüber sein wird. Und Aufhören dann ist so unästhetisch . . . Keine Szene, Kind! Ein ruhiges, herzliches Auseinandergehen! Du bist zu rein und zu fein für Szenen. Ich will mir Dich nicht entstellen lassen. Wir wollen uns heute in Frieden und Schönheit Lebewohl sagen und uns vor meiner Abreise nicht wiedersehen . . . Laß mir Dein Bild freundlich und heiter. Das erwarte ich. Bettle nicht; nur niedrige Weiber betteln. Du bist ja auch stolz; und bist zu klug, um nicht genau zu wissen, daß es sinnlos wäre. Wenn ich Etwas beschlossen habe, könnte kein Betteln und keine Thräne mich wankend machen. . . . Aber ich habe Dich sehr lieb gehabt, Ich glaube, Du wirst mein lieblichstes Erinnern bleiben."

Sie war schon lange aufgestanden. Kerzengerade stand sie da. Wie irr hatte sie in sein Gesicht gestarrt, bis ihre Augen so weit offen waren, daß jeder Ausdruck darin erstarb. Sie hatte ihn zuerst nicht verstanden und, als sie klarer hörte, noch immer auf ein Wort gehorcht, das ihn endlich lösen würde, den bösen, häßlichen, harten Scherz. Jetzt war Begreifen in ihr und ein jähes Sterben aller Fähigkeit, zu fühlen. Eisesstille und Eiseskälte. Bläße lag über ihrem Gesicht. Der Mond überschien sie mit vollem Strahl und gab ihr das Aussehen einer Nachtwandlerin.

Jetzt, hoffte er, mußte sie auf ihn zustürzen. Er hatte gesehen und erfahren, was er sehen und wissen wollte. Sie würde schreiend zu ihm stürzen. Er wartete darauf. Armes, holdes Ding! So zu Tode getroffen stand sie da.

Er besann sich. Er wollte sie noch einmal halten und hegen für eine Weile und das Ende hinausschieben, auf lange vielleicht. Er breitete schon die Arme aus nach ihr. „Komm!"

Sie hatte sein „Komm!" nicht gehört, das sie sonst, geflüstert, aus tiefstem Schlafe rief. Traumhaft begann sie, zu sprechen, daß er aufhorchen mußte. Ihr Gesicht blieb unbeweglich, ihre Arme hingen schlaff herunter; etwas Traumhaftes auch lag über ihrem ganzen Wesen. So hatte er die Ophelia einmal spielen gesehen, fiel ihm unvermittelt ein. Ein Aufathmen hob ihre Brust. „Nun kann ich reden! Nun kann ich Dir Alles sagen. Endlich! Ich habe ein Kind gehabt. Ich habe es nie gesehen. Es war tot, ehe es lebte. Und ich schlief so tief, so tief von aller Scham und von allen Thränen! Niemand hat darum gewußt. Nur meine Mutter im Himmel und ich. Und am Morgen von dem Tag, wo auch sie sterben sollte, da hat sie es mir noch einmal leise geschworen: ‚Das Kind ist tot!' Weil ichs nie ganz geglaubt habe. Sie hat gesagt: ‚Das Kind ist tot. Es kann nie wissen, daß Du seine Mutter bist.' Eigentlich hätte sie doch umgekehrt sagen müssen Aber sie sagte so: ‚Das Kind ist tot. Es kann nie wissen, daß Du seine Mutter bist.'"

Ein schauernde Angst ergriff ihn. Kalter Schweiß kam auf seine Stirn. Er schüttelte sie.

„Besinne Dich doch. Du bist ja krank. Das sind ja hysterische Phantasien." Er goß ihr mit zitternden Händen Wasser ein. „Trinke! Du sprichst ja wie im Wahnsinn. Du bist doch behütet aufgewachsen, behütet, wie nur je ein Mädchen aufgewachsen ist. Erst bei Vater und Mutter" (er wiederholte es sich selbst) „dann bei der Mutter allein und zuletzt in der Pension, in der Du seit Jahren wohnst, jeden Tag und jede Nacht."

„Ich muß Alles erzählen. Laß mich. Es thut so gut, reden zu dürfen endlich einmal. Es liegt zum Sprechen bereit in meiner Seele. Es thut so gut; reden zu dürfen."

Sie machte sich aus seiner Umklammerung los und schaute wieder in den Mondstrahl, als lese sie dort die Worte für ihr Erinnern.

„Ich hatte Alles vergessen, seit ich Dich liebte; fast ganz vergessen. Und früher dachte ich daran alle Tage, alle Tage. Vom Morgen bis zur Nacht und von der Nacht bis zum Morgen. So jung war ich damals; sechzehn Jahre. So jung! Zehn Jahre sind es in diesem Frühling. Da kam Hans in den Ferien aufs Gut. Und Pfingsten wars. Auf dem Wasser fuhren wir immer. So grün war der große Park und der silberne See lag lockend im Abendlicht. Damals lachte ich immer. Ich konnte damals noch lachen. Denke! Jetzt weiß ich gar nicht mehr, wie man lacht; nur manchmal bei Dir hatte ichs wiedergefunden, das Lachen."

Sie lachte, daß es ihn durchschauerte.

„Auf dem Wasser fuhren wir im Frühlingswind. Und wenn man eine Weile in das rothe sinkende Sonnenlicht gerudert war, da kam ein Gebüsch von lauter lustigem hohem, harten Schilf, mitten auf dem See. Wenn man hindurchfuhr, rauschte es raschelnd auf, als ob es reden wollte und Einen warnen, weil es die Finger blutig schnitt, die hineingriffen. Und das scharfe Schilf, das wir mit der Last des Kahnes niederdrückten, schlug dann wie ein dunkles, drohendes Dach über uns zusammen.

Und er war nicht viel älter als ich; er war neunzehn Jahre. Und als ich

schreiend zur Mutter lief, voll starren Entsetzens, und in langsam erwachendem Verzweifeln meinen Kopf in ihren Schoß versteckte und als ich ihr endlich erzählen konnte, was Hans mir gethan im schwarzen Schilf dort hinten, wo Keiner mich gehört, da ist sie mit mir fortgereist . . . Länger als ein ganzes Jahr sind wir in Italien gewesen. Und dann fuhren wir nicht mehr aufs Gut, nie mehr; dann sind wir gleich hierher in die fremde Stadt gezogen. Ich wußte, daß ich noch einmal im Leben davon sprechen müsse. So ists am Besten; ich sags zu Dir. Denn Hans ist damals gestorben. Ich habe nie gehört, wie und warum, und habe auch nicht geweint um ihn. Nur Mutter hat geweint und sich eingeschlossen mit seinem langen Brief."

Er zweifelte nicht mehr. Unmöglich, länger zu zweifeln. Sie stand da wie ein Bild der unerbittlichen Wahrheit und sie sprach wie unter einem Zwang, dem er glauben mußte, so empört auch Alles in ihm dagegen schrie.

So hatte er sich täuschen lassen! So war er dupirt worden. Beschämung und wilde Wuth war in ihm. Das mußte ihm geschehen, ihm, den seine psychologische Feinfühligkeit noch nie im Stich gelassen! Kein Gefühl für die jammertiefe Tragik, die aus Allem weinte, was sie in abgerissenen Sätzen sprach, mit einer schlichten Selbsterständlichkeit sprach, die erschüttern mußte. Kein Gefühl für die Summe von unsagbarem Leid, das ihr junges, zum Glück bestimmtes Leben zerbrochen hatte.

Eine Wolke zog über den Mond. Da erwachte sie aus ihrer Erstarrung. Sie zog ihren langen Mantel über und bog mechanisch den Hut hinten auf dem Haarknoten herunter, ehe sie die silbernen Nadeln hindurchsteckte. Hoffnunglos traurig, aber mit ihrer alten natürlichen, süßen Stimme sprach sie wieder: „Warum sagst Du nichts? Hast Du kein Wort des Erbarmens für mich? Lehre mich nicht die Erinnerung daran, wie mir damals war, Jahre hindurch! Ich wollte Keinem die Hand geben. Ich konnte die Worte nicht aus den Gedanken verlieren: ‚Die Hände Dir zu reichen, schauerts den Reinen.' Laß mich Das nicht wieder meinen," sagte sie mit wehem Lächeln. „Gieb mir noch einmal Deine Hand, Deine liebe Hand. Heute, wo ich Dich verliere, bist Du mein bester Freund geworden."

Und ein Aufschluchzen lang hielt sie seine Finger fest. Ohne Leidenschaft, nur mit treuem, warmem Druck berührte sie seine Hand noch einmal, zum letzten Mal. Sie wurde feucht von ihren fallenden Thränen.

Da riß er sich los, ging mit großen, harten Schritten zu dem Eichengetäfel an der Wand und steckte bis zum Saum seiner Jacke die Hand tief hinein in das kupferne Becken, das noch voll Wasser war. Er spülte hin und her, daß es aufplätscherte, und sah dabei zu ihr hin. Ein Ausdruck von Bosheit und Ekel war in seinem Gesicht.

Da ging ein Erschauern durch ihren Körper. Abwehrend streckte sie beide Arme aus. Ihr Mund war aufgerissen wie zum Schrei. Aber es blieb lautlos still.

Nie vergaß er die verzweifelte Sprache ihrer entsetzten Augen, nie den wimmernden Hauch, der endlich aus ihrem erblaßten, sich langsam und zitternd schließenden Munde kam.

Mit rückgewandtem Gesicht ging sie zur Thür. Ihre Augen ließen ihn nicht.

Noch immer löschte er im Wasser die Spur ihrer Lippen von seiner Hand.

Als er aufsah, war sie gegangen, leise, wie der Mondstrahl ging.

Köpenick. Rose Raunau.

Kaiser und Papst im Lehnsstaat.

Ein arabisches Sprichwort aus der Zeit Mohammeds lautet: „Es giebt nur einen Gott; wenn es zwei gäbe, würden sie gegen einander kämpfen.“ Der Kampf zwischen dem weltlichen und dem geistlichen Schwert um die Vorherrschaft im Lehnsstaat war von der Natur gefordert. Trotzdem war auch die doppelte Spitze ein nothwendiger Bestandtheil der lehnsstaatlichen Verfassung. Schon der Karolingerstaat war das Produkt einer Verschmelzung der römischen Kirche mit dem Frankenstaat; und Beide hatten bei diesem Prozeß ihre selbständigen Organisationen bewahrt. Wie konnte es im Lehnsstaat anders sein, der als organische Kulturfortsetzung des Karolingerstaates erwachsen ist? Es wäre für Beide um das elfte Jahrhundert oft leicht gewesen, die andere Spitze ohne große Kraftanstrengung auszuschalten. Sie thaten es nicht. Kaiser und Papst brauchten einander. Die Karolingerkönige haben immer wieder durch das Frankenschwert die persönliche Sicherheit des Papstes verbürgt. Als dann unter dem Kinde Ludwig Deutschland in seine Herzogthümer zu zerfallen drohte und die einzelnen Herzoge eigenmächtig über das Kirchengut verfügten, waren es die deutschen Bischöfe und Aebte, die im Einverständniß mit dem Papst all ihren Einfluß aufboten, um die Großen des Reiches zu einer glücklichen Kaiserwahl zu bewegen. Und als die zügellose städtische Aristokratie Roms mit ihren Günstlingen den päpstlichen Stuhl im zehnten und in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts befleckte, als die großen römischen Adelsgeschlechter der Kreszentier und der Tuskulaner um die päpstliche Würde wie um ein Besitzthum ihrer Familien kämpften, da haben die deutschen Kaiser Otto der Große, Otto II, Otto III und namentlich noch Heinrich III das Papstthum dadurch gerettet, daß sie als römische Patrizier das Ernennungrecht für das römische Bisthum ausübten und die Wahl des Papstes von Rom nach Deutschland verlegten. Trotzdem mußte das dreizehnte Jahrhundert den Zusammenbruch der kaiserlichen Herrlichkeit und die Alleinherrschaft des Papstes über das christliche Abendland bringen, weil in einer Zeit, in der das Geld sein unheilvolles Regiment angetreten hat, der Kaiser verarmt, der Papst aber durch die Ereignisse der Kreuzzügezeit zum reichsten Herrn der Christenheit geworden war.

Macht und Ansehen der Kaiserkrone hatten mit Karl dem Großen ihren Höhepunkt erreicht und sind seitdem fast ohne Unterbrechung geringer geworden. Den Kaisern Heinrich dem Ersten und Otto dem Großen gehorchte nur ein Theil des ehemaligen Frankenreiches. Das Ostfrankenreich (Ostarihi) am Rhein, Elbe, Main und Donau, dem noch Italien zugefügt war. Die Weltherrschaft des Kaisers war für außerdeutsche Länder ein bloßer Name oder auf kurze Zeit eine bloße Oberlehnsherrlichkeit mit bescheidenen Tributleistungen geblieben. Diese Weltherrschaft war eigentlich nur eine Herrschaft über Italien.

Der Reichthum der deutschen Kaiserkrone bestand aus dem von Pfalzgrafen verwalteten Reichsgrundbesitz und aus dem durch Zölle, Gerichtsgelder, Lehnsabgaben aller Art gebildeten Einkommen, dessen Verwaltung in den vom Kaiser nicht selbst beherrschten Gebieten den Grafen und Herzogen als kaiserlichen Statthaltern überlassen war. Aber schon Heinrich I und Otto I haben erkannt, daß für die kaiserlichen Verwaltungsgebiete der Herzoge und Grafen die große Gefahr bestand, durch die immer häufigere Erblichkeit dieser Aemter der Krone verloren zu gehen.

Otto I begann deshalb, die Herzogthümer mit seinen nächsten Verwandten zu besetzen. Und als das rebellische Verhalten der Söhne und Vettern diese Politik als unrichtig erwies, waren von Otto dem Großen bis auf Heinrich den Vierten die Kaiser bemüht, ihre Macht auf die Schultern der deutschen Kirchenfürsten zu stützen. Ganze Grafschaften und Herzogthümer wurden den deutschen Bischöfen und Aebten als kaiserliches Lehn übertragen. Während unter den letzten Karolingern die Kirchenfürsten sich kaum der Gewaltthätigkeiten der weltlichen Fürsten erwehren konnten, scheinen jetzt die geistlichen Fürstenthümer mit ihrer stetig wachsenden Macht die weltlichen Grafschaften fast zu verschlingen. Für diese Reichslehen in geistlicher Hand war die Erbfolge der Lehnsträger ausgeschlossen. Nach jeder Handänderung fielen diese Herrschaftgebiete wieder an den Kaiser zurück, der sie an seine zuverlässigen Mannen wieder vergeben konnte. Das Kirchengut war Reichsgut geworden. Beim Aufgebot des kaiserlichen Vasallenheeres standen die geistlichen Fürsten nicht nur dem Rang, sondern auch der Truppenstärke nach an erster Stelle. Ein Aufgebotsbrief Ottos des Zweiten vom Jahr 981 fordert die Stellung von 1990 Panzerreitern, wovon 1482 die geistlichen Herren, 508 die weltlichen Vasallen des Reiches stellen sollten. Mancher streitbare Bischof hat inmitten seiner Vasallenreiter in der offenen Feldschlacht den Tod für Kaiser und Reich gefunden.

Trotzdem war auch auf solche Weise das Vermögen der Kaiserkrone nicht ausreichend versichert. Die Vermögensverwaltung der kaiserlichen Krongüter blieb in der naturwirthschaftlichen Organisation stecken. An geordnete Buchführung, die damals das christliche Abendland noch nicht kannte, war nicht zu denken; man hatte das System der naturalen Ueberschußanweisung für die einzelnen Domänen beibehalten. Diese Ueberschüsse wurden durch die Gewohnheit taxirt. Die bei steigenden Preisen der Produkte steigenden Erträge der Güter flossen dem Kaiser nicht zu. Wohl aber wurde aus dem Domänenvorstand oft ein Erbpächter, der dem Kaiser zur Lieferung bestimmter Naturalien verpflichtet schien. Und aus der Erbpacht ist schließlich das Erbeigen geworden. Die Domäne aber war damit der kaiserlichen Vermögensverwaltung entfremdet. Die Einnahmen der Krone aus den Güterkonfiskationen bei rebellischen Vasallen, aus der Erbfolge in das Gut der Erbenlosen und aus den Eroberungen auf slavischem Gebiet waren nur vom zehnten bis ins zwölfte Jahrhundert noch sehr beträchlich. Aber auch die neuen Grundbesitzerwerbungen wurden dem so leicht Verlust bringenden System der naturalwirthschaftlichen Verwaltung unterstellt. Schon im elften Jahrhundert hören die kaiserlichen Reichsforsteinhegungen auf und werden durch Einhegungen der Territorialherren ersetzt.

Trotzdem bestand die eigentliche ökonomische Schwäche der Kaiserkrone weniger in dem Mangel an Grundbesitz als in dem Mangel an Geldeinnahmen in einer Zeit, in der die Ansprüche an die Hofhaltung immer größer, die Waarenpreise immer höher wurden, die Anforderungen an die „Miethe" des Königs sich steigerten und der Tag der Geldherrschaft schon dämmerte. Die großen Regalien, die Zölle, das Geleitrecht, die Markt- und Münzhoheit, die jetzt große, beständig steigende Geldbeträge abwerfen konnten, waren leider von Anfang an nur zu willig an die Territorialherren verschleudert worden. Die stets erneuten Versuche, eine allgemeine Reichssteuer einzuführen, sind von Heinrich bis auf Otto den Vierten regelmäßig gescheitert. Nur die Reichsstädte zeigten sich bereit, eine Pauschalsumme,

die mit jeder einzelnen Stadt von Jahr zu Jahr stets besonders vereinbart werden mußte, dem Kaiser zu steuern. Außerdem blieben der Krone die veralteten Servitien der Abteien und Propsteien mit den Ehrengeschenken der Fürsten, das bedenkliche Mittel der Zwangsanleihe und der systematischen Verpfändung von Kirchengut als verschleierter Zwangsanleihe und endlich die längst verhaßten Einnahmen aus dem Verkauf geistlicher Aemter und die Ertheilung von Reichslehen mit den Einkünften aus den für den Kaiser zurückbehaltenen Reichsabteien. Schon der Charakter verschiedener Positionen dieser kaiserlichen Einnahmen bezeugt, daß die Mittel hinter den Anforderungen der großen Kaiseraufgaben weit zurückblieben.

Wahrscheinlich am Meisten hatte unter den ungenügenden Geldeinnahmen des Kaisers die Rechtspflege zu leiden. Seit unter den letzten Karolingern die großen Grundherren die Möglichkeit erkannt hatten, als Territorialherren zur Selbstherrlichkeit zu gelangen, war auch jeder von ihnen bestrebt, seinen Landhunger zu stillen und sein Gebiet auf Kosten seiner Nachbarn zu erweitern. Dadurch hat sich die Rechtslage ausgebildet, die als die Herrschaft des Faustrechtes bezeichnet wird. Wider alles Vermuthen, etwa an einem hohen kirchlichen Feiertag, fiel der böse Nachbar mit seinen Waffenknechten und seinen Gefolgsleuten über den Ahnungslosen her, vernichtete die Ernten, quälte die fremden Grundholden, ließ sie blenden, verstümmeln, töten, zerstörte den Herrnsitz des selbst gewählten Gegners und schaltete nach Belieben über Leben und Tod aller Familienmitglieder. Das ganze Besitzthum wurde dann vom Gegner eingezogen, weil es nach Fehderecht „erworben" war. Diesen anarchischen Zuständen gegenüber waren die Könige in der Regel machtlos. Um eine auserwählte Truppe unter der Führung von Königsboten regelmäßig das Land durchreisen, das Recht schützen, das Unrecht kränken zu lassen, war nicht Geld genug vorhanden. So blieb es den Grafen, Herzogen, Vögten der geistlichen Herren überlassen, an Ort und Stelle den Königsfrieden zu wahren. Aber diese Herren gehörten in der Regel selbst zur Zunft der Raubritter und waren nur zu oft die schlimmsten von allen. Und schließlich waren ja damals die Könige selbst der Meinung, daß Verrath und Meuchelmord durchaus erlaubt seien, wenn es sich um Beseitigung eines unbequemen Gegners handle.

Als der Verkehr zunahm, machte man mit den wohlhabenden Reisenden ein besonderes Geschäft: man zwang sie, sich auf ihrer Straße geleiten zu lassen, und erpreßte dafür eine möglichst hohe Summe. Das Verfahren dieser Erwerbsart wurde aber auch ohne Zögern abgekürzt: man plünderte den Wandersmann einfach aus, nahm ihn gefangen und gab ihn nur gegen entsprechendes Lösegeld wieder frei. Dieser Unsicherheit gegenüber war man fast ganz auf die Selbsthilfe angewiesen, deren Machtmittel durch den Bau befestigter Burgen wesentlich verstärkt wurde. Doch diese Hilfe reichte nur selten aus. Wer nicht selbst eine Burg besaß und für den Fall der Noth doch das Recht erwerben wollte, sich eine Burg öffnen zu lassen, hatte dafür eine angemessene Summe zu zahlen.

Da kam die von den großen Grundherren in ihrem Besitz besonders oft geschädigte französische Geistlichkeit auf den Gedanken, den mangelnden Königsfrieden durch einen „Gottesfrieden" (Treuga Dei) zu ersetzen. Und damit hat die Rechtsentwickelung in ihrer mittelalterischen Hilflosigkeit einen Weg eingeschlagen, der heute noch den echt zünftigen Staatsmännern als der normale gilt. Man bekannte sich damals zwar zu dem Grundsatz, daß jede Gewaltthat als Unrecht zu verbieten

und zu bestrafen sei. Weil aber überall böse Gewaltthaten verübt wurden, hielt man ein generelles Verbot für zu weitgehend. Man kam deshalb der üblichen Lebensweise weit entgegen und begnügte sich, zu fordern, daß an den Wochentagen, die durch den Tod und die Auferstehung des Erlösers geheiligt sind, also vom Donnerstagabend bis zum Montagmorgen, jede Fehde bei Strafe des Kirchenbannes zu unterbleiben habe. Vier Tage der Woche waren damit dem Faustrecht freigegeben. Diese kirchliche Bewegung begann ungefähr im Jahr 1033. Bald wurden auch die hohen kirchlichen Feiertage in den Gottesfrieden einbezogen. Die dann folgende Kreuzzugsbewegung war auch der allgemeineren Ausbreitung des Gottesfriedens günstig. Friedrich I bestimmte 1187 bei Strafe der Ehrlosigkeit, die Fehde müsse sich wenigstens dadurch von einem gemeinen räuberischen Ueberfall unterscheiden, daß sie drei Tage vorher angesagt worden sei. Die rohe Raufluft der Ritter suchte man seit dem elften Jahrhundert durch die Sitte der Turniere in weniger gefährliche Bahnen zu lenken. Gegen die skandalösen Ausbeutungen des Geleitrechtes richteten sich besondere Reichsbeschlüsse, deren erster von 1201 datirt. Trotzdem blieb natürlich noch genug Unrecht ungesühnt. Die geringe Besserung, die so erreicht wurde, war der Kirche zu danken, deren Initiative da eingegriffen hatte, wo die Schwäche der kaiserlichen Gewalt vor jedem zeitgemäßen Heilversuch zurückgewichen war.

Schon seit im Frankenreich die Grundherren die ersten Kirchen gebaut hatten, war es Sitte geworden, Kirchen- und Klostergründungen nicht nur als eine That zur Ehre Gottes, sondern auch als ein rentables geschäftliches Unternehmen zu betrachten. Der Grundherr durfte die überschüssigen Einnahmen „seiner" Kirchen, Klöster und Bisthümer in die Tasche stecken, die Kirchen, Klöster und Bisthümer benutzen, um seine Familie zu versorgen, oder, wie Kaiser Konrad II, die Erbfolgefrage dadurch lösen, daß er seine sämmtlichen Söhne bis auf zwei, von denen einer kinderlos war, zwang, Kleriker zu werden; von dem nicht zu seiner Familie gehörenden Bewerber um eine Abt- oder Bischofsstelle ließ er sich auch wohl das Amt reichlich bezahlen. Schon seit dem fünften Jahrhundert war es Sitte, nicht den Würdigsten, sondern den Meistbietenden zum Bischof zu weihen Längst war man auch daran gewöhnt, die Abtswürde besonders reicher Abteien als Grundherr selbst zu behalten oder einem anderen Laien zu übertragen, das feste Einkommen zu beziehen, das Amt aber durch einen mangelhaft besoldeten Vikar verwalten zu lassen. Unter den sächsischen und fränkischen Kaisern hatte diese Verschmelzung der weltlichen und kirchlichen Dinge dazu geführt, daß die Bischöfe wegen ihrer Ueberhäufung mit Grafen- und Herzogspflichten nicht Zeit genug für die Inspektion ihrer Pfarreien hatten. Als der Reichthum der Kirchen wuchs, tauchte bei der damals zulässigen Priesterehe unter den Verhältnissen des Lehnsstaates noch eine besondere Gefahr auf. Sehr häufig konnte man nämlich erleben, daß die Priestersöhne nicht nur das Erbtheil ihrer Väter erhielten, sondern auch das Kirchengut als ererbt in Anspruch nahmen. Je reicher die Kirchen wurden, desto energischer waren deshalb das Volk wie die Grundherren für ein Verbot der Priesterehe. Wo dagegen, wie im bäuerlichen Friesland, die Kirchen arm blieben, bevorzugten die Kirchengemeinden eben so entschieden verheirathete Priester. All diese Mißstände mußten nur noch härter empfunden werden, seit das Verständniß christlicher Lehrsätze sich über das Land verbreitete. Eine Reformbewegung konnte nicht ausbleiben.

In einer Zeit ohne Druckerpresse und geordnete Registraturen konnte die erste Reaktion nur von einem Menschen ausgehen, der sich klarzumachen versucht hatte, wie diese Verhältnisse am Besten zu ordnen seien, und dann ein Programm entwarf. Solche Urkunden blieben oft lange verborgen, tauchten später auf und wurden als dokumentarische Beweise verwerthet. So sind viele Städtefreiheiten und Reichsprivilegien der verschiedenen Art entstanden; so auch die pseudisidorischen Dekretalien mit der Urkunde über die konstantinische Schenkung.

Die Reformbewegung nahm um das Jahr 910 in dem französischen Kloster Cluny ihren Anfang. Die Cluniacenser führten alle im Kirchenleben herrschenden Uebelstände auf die Oberherrschaft der Welt zurück. Aus diesen weltlichen Fesseln müsse die Kirche befreit werden. Die Anstellung von Geistlichen durch Laien (Laieninvestitur) sollte nach ihrer Auffassung verboten sein; eben so die Vergebung geistlicher Stellen und Pfründen an Laien. Die Besetzung der Bischofs- und Abtsstellen sollte durch freie kanonische Wahl erfolgen. Verboten müsse sein, gegen Geldzahlung kirchliche Weihen zu ertheilen und kirchliche Stellen zu vergeben (Simonie). Das Kirchengut sollte für den weltlichen Arm unantastbar bleiben; denn Kirche wie Kirchengut muß dem Herrn Christus allein gehören. Endlich forderten sie strenge und sittenreine Erziehung und Lebensweise der Kleriker nach den Grundsätzen der Armuth und der Uneigennützigkeit und eben deshalb das Verbot der Priesterehe (Cölibat). Manche Kaiser standen auf dem Boden dieser cluniacensischen Forderungen. Schon Ludwig der Fromme hat dies Streben nach Entweltlichung der Klöster unterstützt und die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche anerkannt. Otto I war ein tief religiöser Mann und in seiner Zeit der Mittelpunkt einer sittlichen Renaissance. Otto III bekannte sich zur asketischen Weltanschauung. Heinrich II hat einige Klöster dadurch entweltlicht, daß er den größeren Theil ihres Grundbesitzes, auf dem weltliche Verpflichtungen ruhten, an Reichsvasallen nach Lehnsrecht vergab. Schon jetzt wurde die Forderung laut, die Kirche zu den wirthschaftlichen Grundsätzen der Armuth zurückzuführen. Und als dagegen die deutschen Bischöfe ihre Stimme erhoben, war der Kaiser mit dem Papst und mit Cluny gegen die deutschen Bischöfe. Konrad II hat die Entweltlichung der Klöster im Sinne Heinrichs des Zweiten weiter geführt. Heinrich III hat in Rom drei Päpste eingesetzt, die der Lehre von Cluny anhingen, und ist in den Reichssynoden mit dem Papst gegen die Simonie und gegen die Priesterehe (Cölibat) aufgetreten.

Da kam 1056 Heinrich IV als sechsjähriger Knabe zur Nachfolge unter der Vormundschaft seiner Mutter, der Kaiserin Agnes. Wie die Fürsten im Reich, so benutzte auch die päpstliche Partei in Rom diese Gelegenheit, um sich von der kaiserlichen Gewalt möglichst zu emanzipiren. Das kaiserliche Recht, den Papst zu ernennen, wurde außer Kraft gesetzt. Die Kaiserin Agnes war damit einverstanden. Dann wurde 1059 durch päpstliches Dekret der Einfluß des römischen Adels und des Kaisers auf die Papstwahl ganz beseitigt und zum ersten Mal dem Papst eine zweifache Krone verliehen: die untere war die Königskrone von Gottes, die obere die Kaiserkrone von Sankt Peters Gnaden. Die Kaiserin Agnes war nachträglich auch damit einverstanden. Dann wurde die päpstliche Würde einem Mann übertragen, der schon bei fünf Päpsten die weltlichen Geschäfte der Kurie geführt hatte; auch er, Gregor VII, gehörte zur Clunypartei. Das Verbot der Priesterehe, der Simonie und der Laieninvestitur wurde streng durchgeführt und das päpstliche Amt mit hoher Sittenstrenge verwaltet.

Inzwischen hielt der leichtfertige junge Heinrich einen üppigen Hof. Schon unter seinem haushälterischen Vater war die finanzielle Lage des kaiserlichen Hauses so arg, daß man, zum ersten Mal, die Kaiserkrone versetzen mußte, um dringend nöthiges Geld zu bekommen. Heinrich IV. mußte also bald tief verschuldet sein. In seiner Geldnoth half ihm wieder der Verkauf der kirchlichen Aemter und Weihen; er behielt die beiden begüterten Reichsabteien Lorsch und Corvey für sich und verschenkte fast ein Dutzend solcher Reichsabteien an deutsche Bischöfe, die er bei guter Stimmung erhalten wollte. Dazu der Streit Heinrichs mit seiner Gemahlin, mit den deutschen Fürsten, mit den Sachsen: mußte dieser Weg nicht nach Kanossa und Ingelsheim führen?

Schwieriger als jede andere war aber die Beantwortung der nüchternen Frage: Woher nimmt der Kaiser das erforderliche Geld, um wenigstens den drohenden Bankerot zu vermeiden? Das von Heinrich gewählte Mittel, der Verkauf geistlicher Aemter, kaiserlichen Lehen und alles Aehnliche, hatte das seit Beginn der Kreuzzüge lebhaftere religiöse Empfinden der großen Mehrheit gegen sich und mußte schon deshalb als unanwendbar erscheinen. Doch konnte der Kaiser nicht auf sein Recht verzichten, die Bischöfe und Aebte zu ernennen. Seit mehr als hundertfünfzig Jahren hatten die Kaiser mit fleißigen Händen in den geistlichen Fürstenthümern einen gewaltigen Besitz an Reichsgütern angehäuft, die bis dahin ihren Charakter als Reichsgüter beibehalten hatten. Die Krone mußte im Interesse der Selbsterhaltung bestrebt sein, diesen Besitz dem Reich zu bewahren. Im Jahre 1111 schien Papst Paschalis II bereit, im Namen der Kirche diesen gesammten Besitz dem Reich zu überlassen, wenn es zum Entgelt auf die Laieninvestitutur verzichte. Gegen diesen Plan erhob sich aber aus den Kreisen der Geistlichkeit ein Entrüstungssturm. Daß der Papst nun zum Nachgeben bereit war, ist leicht zu verstehen. Das Papstthum schien zunächst nichts dadurch zu verlieren, daß die deutsche Kirche reich blieb. Anders mußte diese Frage von der kaiserlichen Politik beantwortet werden. Die Einziehung des wirthschaftlich von der Kirche gut entwickelten Reichsbesitzes zu Gunsten der Krone hätte bei sorgsamer Verwaltung wahrscheinlich sofort alle finanziellen Nöthe der Kaiser zu beseitigen vermocht. Heinrich II und Konrad II waren ja auf diesem Weg schon ein Stückchen vorangegangen. Doch die geistlichen Fürsten waren schon zu reich und zu mächtig und die Kaiser schon viel zu arm geworden, als daß sie wagen durften, auf solche Weise sich aus allen ökonomischen Verlegenheiten zu befreien. Als die Krone hier nachgab, bereitete sie damit die Umbildung der geistlichen Reichslehn in geistliche reichsunmittelbare Territorien vor. Der Kompromiß, der 1122 durch das Wormser Konkordat zu Stande kam, hat diese Thatsache nur wenig verschleiert. Das uneingeschränkte Kaiserrecht, die Bischöfe und Aebte ein- und abzusetzen, wurde beseitigt und auf die Einführung in die Regalien beschränkt, die, bedeutsam genug, durch die Belehnung mit dem Szepter erfolgte. Wie bald schon sollte vergessen sein, daß diese geistlichen Besitzungen als angesammeltes Reichseigenthum entstanden waren! Alles ist Kirchengut geworden. Und damit war dieser gewaltige Reichthum dem Kaiser verloren und thatsächlich der päpstlichen Macht zugefallen.

Als die Versuche zur Einführung einer allgemeinen Reichssteuer mißlungen waren und auf die Einziehung der Reichsgüter aus Kirchenbesitz verzichtet wurde, konnte das Ansehen der Kaiser nur noch auf einen möglichst großen Privatbesitz

begründet werden. Am Meisten fehlten Geldeinnahmen. Die geldwirthschaftliche Entwickelung war in Italien weiter als in Deutschland gediehen. So wurde denn die kaiserliche Politik auf neue Erwerbungen in Italien gerichtet. Hier wurden zunächst 1118 die Güter der verstorbenen Markgräfin Mathilde erworben. Inzwischen hatte seit dem elften Jahrhundert das Studium des römischen Rechtes in Oberitalien juristische Begriffe und Auffassungen verbreitet, die einem kaiserlichen Eingriff in die Verhältnisse der lombardischen Städte sehr günstig waren. Wo früher die Kaisermacht im Sinn des Heiligen Augustinus aufgefaßt worden war, galt nun die Lehre des römischen Absolutismus aus später Caesarenzeit. Danach waren die Regalien unveräußerliche Bestandtheile der kaiserlichen Hoheitrechte. Für die Finanzpolitik kamen hier namentlich die Zölle und das Münz- und Marktrecht in Betracht. Man hatte berechnet, daß diese Regalien aus den lombardischen Handelsstädten jährlich die für damals sehr hohe Summe von $15^1/_2$ Millionen Mark dem Kaiser liefern würden. Der Krieg begann und Mailand wurde 1162 von Grund aus zerstört. In dem 1183 zwischen dem Kaiser und den lombardischen Städten geschlossenen Frieden mußte freilich zur größere Hälfte auf diese Einnahmen verzichtet werden. Aber die Macht des Geldes war damals so groß, daß die noch gezahlten Millionen zum wesentlichen Theil das Aufblühen des kaiserlichen Ansehens unter Friedrich Barbarossa bewirken konnten. Der Kaiser aber war deshalb unablässig bemüht, seine italienischen Besitzungen zu erweitern Sein Sohn Heinrich VI. heirathete die Erbin des sizilianischen Normannenreiches. Die Gefangennahme des englischen Königs Richard Löwenherz, der für seine Freilassung dem Kaiser die damals ungeheure Summe von 31 Millionen Mark zahlte, ermöglichte 1194 auch die Eroberung des Königreiches Sizilien. Die Hohenstaufen hatten den Schwerpunkt ihrer finanziellen Kaisermacht nach Italien verlegt.

Aber das deutsche Kaiserthum war damit nicht gerettet. Die aus den lehnsstaatlichen Verhältnissen entnommenen kaiserlichen Beamten kannten die Verhältnisse der aufblühenden oberitalienischen Handelsstaaten nicht und traten höchst ungeschickt auf. Diese Handelsstaaten erfreuten sich seit den Kreuzzügen eines rasch wachsenden Reichthumes. Sie selbst strebten nach der Handelsherrschaft über die Welt des Mittelmeeres. Wie sollten sie sich unter ein kaiserliches Regiment beugen, dessen Lebensfähigkeit wesentlich von ihren Geldsteuerzahlungen abhing? Schnell kam es deshalb zu Zwistigkeiten und Kämpfen, für die den lombardischen Städten unvergleichlich reichere Mittel zur Verfügung standen. Gerade die unmittelbare und fast ständige Nachbarschaft zwischen Kaiser und Papst trug auch zur Verschärfung der persönlichen Gegensätze zwischen ihnen bei, die für die kaiserliche Familie in einer vom Gifthauch des Kapitalismus schon durchwehten Zeit um so gefährlicher wurden, als seit Innozenz dem Dritten das Papstthum der ganzen Christenheit eine Geldsteuer auferlegt hatte. Mit dieser Steuereinnahme verfügte der Papst im letzten Drittel des dreizehnten Jahrhunderts über sechzehn Millionen Mark jährlich, eine Summe, die sich durch Ablaßpredigten und Schuldaufnahmen noch beträchtlich erhöhen ließ. Das Jahreseinkommen Friedrichs des Zweiten aus dem Königreich Sizilien, dem weitaus werthvollsten Theil seines Besitzes, wird auf nicht ganz anderthalb Millionen Mark angegeben. Konnte es bei einer solchen Vertheilung der materiellen Machtmittel zweifelhaft sein, welcher von beiden Gegnern der völligen Vernichtung preisgegeben war?

Die Gegenkönige Philipp von Schwaben und Otto IV überboten einander in Schenkungen aus dem Reichsgut. Friedrich II wurde in Deutschland erst anerkannt, als er sich zu Opfern entschlossen hatte, die den Territorialherren, den geistlichen Fürsten und der Kurie Theile der ehemaligen Kaisermacht sicherten. Friedrichs Sohn Konrad IV verpfändete den letzten Rest der Hoheitrechte des Reiches für ein kleines Heer, mit dem er nach Italien zog, um dort mit seinem Bruder Manfred für die Erhaltung des sizilianischen Erbrechtes zu kämpfen. Am neunundzwanzigsten Oktober 1268 fiel auf dem alten Markt in Neapel das Haupt des letzten Sprößlings des schwäbischen Kaiserhauses der Hohenstaufen unter dem Beil des Henkers. Die kaiserlose, die schreckliche Zeit brach an. Fast alle Fürsten Adelige und Städte versuchten, „reichsunmittelbar", also selbständig, zu werden. Dem Ausverkauf des Reichsgrundbesitzes und der Reichshoheiten war der Bankerot der Krone und die Vernichtung der kaiserlichen Familie gefolgt. Damit schließt die eigentliche Epoche des Lehnsstaates.

Professor Dr. Gustav Ruhland.

Venezianischer Mittag.

Der Markusplatz ist ganz weiß von glühendem Sonnenschein;
Ich sitze schläfrig und träumend unter den schattigen Lauben;
Die Flaggen schlafen am Mast. Wo mögen nur jetzt die Tauben,
Wo mögen nur jetzt meine lieben gurrenden Tauben sein?

Da kommt ein Tauber wichtig daher; welch ein Ernst in den Mienen!
Fürwahr: wie ein Doge! Er nickt kurz mit dem grauen Kopf;
Die Schleppe fegt übers Pflaster; es bläht sich der stolze Kropf.
Sein Schatten selbst ist noch stolz auf den Herrn: „Ich bitte, nach Ihnen!"

Und da noch ein zweiter Tauber; ein Pfaff! Geschmeidig und glatt,
Schwarz und, oh, wie beweglich! Die Aeuglein, wie glitzernde Tröpfchen,
Zittern nach jedem Korn. Wie rasch schluckt das hagere Kröpfchen:
Pick, pick, pick. Und blitzt zum Dogen: Nach Dir werd' ich satt!

Der wendet das Haupt. Er sieht den hurtigen Pfaffen. Er steht;
Ihn schauert. Prr! fliegt er davon; zum Dogenpalast. Der Pfaffe
Taucht in den Schatten des Markusdoms . . . . . .
Wie heiß doch die schlaffe
Mittagsgluth um meine träumenden Lider weht!

Prag. Hugo Salus.

Anzeigen.

Zur Kritik der Weiblichkeit. Eugen Diederichs, Jena. 5 Mark.

Niemand kann sich mehr der Einsicht verschließen, daß viele die Stellung des weiblichen Geschlechtes in der Kulturmenschheit bestimmende Anschauungen in einer Umwandlung begriffen sind. Damit erhält auch das Problem der Geschlechtspsychologie ein besonderes Interesse, das sich in die Frage zusammenfassen läßt: „Ist das Weib als Persönlichkeit durch das Geschlecht an eine bestimmt umschriebene Geistigkeit gebunden oder liegt in der weiblichen Psyche die selbe Möglichkeit einer unbeschränkten Differenzirung nach Individualität wie in der männlichen?" Während der letzten Jahre ist die Diskussion darüber innerhalb der Frauenbewegung beinahe verstummt; man erhofft von den aus neugeschaffenen Verhältnissen zu erwartenden Erfahrungen mehr Beweiskraft als von den apriorischen Behauptungen. Das hindert aber nicht, daß die alten Trugschlüsse, die alten Vorurtheile und vor Allem die alten-Generalisationen auch auf dem Gebiete der Literatur noch immer von Hand zu Hand gegeben werden. Deshalb habe ich versucht, das Problem wieder aufzunehmen und von so vielen Gesichtspunkten aus zu betrachten, wie ich irgend gewinnen konnte. Nur die ökonomische Seite der Fragen, die hier zu berücksichtigen sind, habe ich nicht behandelt; denn mir scheint, daß sie schon allzu breit im Vordergrund steht. Mein Bemühen ging dahin, das Geltungsgebiet Dessen zu bestimmen, was man Männlichkeit und Weiblichkeit nennen darf, ohne die Freiheit der individuellen Variabilität zu beschränken. Von der Thatsache ausgehend (die wohl kein unbefangener Beobachter leugnen wird), daß die individuelle Differenzirung in vielen Fällen die generelle aufhebt und daß sich leicht Individuen finden lassen, deren psychische Charaktere mit ihrer Physis in Widerspruch stehen, obwohl sie körperlich intakte Vertreter ihres Geschlechtes sind, habe ich die Geschlechtsdifferenzirung als ein sekundäres Phänomen aufgefaßt und die psychische Disposition, wie sie sich bei der menschlichen Gattung als Begleiterscheinung der Sexualität beobachten läßt, nur als die teleologische Wirkung der Faktoren, die das Individuum in den Dienst der Fortpflanzung stellen. Was man als Männlichkeit und Weiblichkeit im allgemeinsten Sinne zu verstehen hat, ist die Zweckmäßigkeit der psychischen Konstitution für die Leistung des Individuums als Gattungwesens. Diesen Begriff des Teleologischen in der Geschlechtsdifferenzirung muß man festhalten, wenn man sie in ein Verhältniß zur Persönlichkeit setzen will. Denn in dem selben Grad, wie sich das Leben von seinen primitiven Formen entfernt, verändert sich auch die Anpassung des Individuums an seine primitive Geschlechtsbestimmung; und so kann es wohl geschehen, daß unter den Einflüssen der Kultur die Geschlechter ihren ursprünglichen teleologischen Charakter verlieren, ja, daß die Individuen, die mit ihrer individuellen Entwickelung ihre primitive Geschlechtsnatur nicht überschreiten, in ein Mißverhältniß zu den Bedingungen einer höher entwickelten Lebensform gerathen. Die Geschlechtsanpassung also ein Phänomen des niedrigeren Seelenlebens und weder ein Werthmesser noch eine Schranke der Persönlichkeit: dafür glaube ich eine Reihe beachtenswerther Belege beigebracht zu haben. Es ist mir wohl bewußt, daß ich mit dieser Anschauung in einen Gegensatz zu der jetzt dominirenden Auffassung trete, nach der in der spezifischen Weiblichkeit eine der Männlichkeit ebenbürtige Lebens- und Kulturmacht gegeben ist. Ich leugne die Eben-

bürtigkeit von Mann und Weib als Naturwesen nicht; aber ich wollte unter Anderem zeigen, daß die Ausbildung in der Richtung des teleologischen Geschlechtscharakters für das weibliche Geschlecht noch weniger als für das männliche ein wünschenswerthes Ziel sei; und meine Schrift gipfelt in der Darlegung, daß bisher in jeder Kultur die Vorstellungen von Dem, was das höhere Menschenthum ausmacht, über die Schranken des Geschlechtes hinausgewiesen haben. Wenn die lose Aneinanderreihung in Gestalt einzelner Essays (der eine, der von dem Weib als Dame handelt, ist den Lesern dieser Zeitschrift vielleicht noch in Erinnerung) die systematische Darstellung des Grundgedankens erschwerte, so scheint mir die formale Durchbildung dafür Ersatz zu bieten. Und wenn mir gelungen sein sollte, durch das Wirrsal gegensätzlicher Meinungen und Standpunkte, das auf dem Gebiet der weiblichen Probleme herrscht, auch nur den ersten kleinen Theil eines Weges zur Klarheit gebahnt zu haben, würde ich meine Arbeit für keine vergebliche halten.

Wien. Rosa Mayreder.

Unter dem Rothen Kreuz im russisch-japanischen Krieg. Von Elisabeth von Oettingen. Leipzig, Wilhelm Weicher.

Frau von Oettingen aus Großlichterfelde hat ihren Gemahl, der zum Oberarzt des livländischen Feldlazareths ernannt worden war, als freiwillige Operationschwester auf den Kriegsschauplatz begleitet. Jetzt sind ihre Tagebuch-Aufzeichnungen, die zuerst in der Täglichen Rundschau erschienen, als Buch veröffentlicht worden; und dies bescheidene, mit vielen photographischen Aufnahmen geschmückte Buch verdient, gelesen zu werden. Wenn Frau von Oettingen auch nur wenig vom eigentlichen Kriegsschauplatz erzählen kann (denn natürlich mußten die Sanitätstationen möglichst außerhalb der Angriffslinie bleiben), so giebt doch dieser sachliche, ruhige Bericht einer deutschen Augenzeugin viel deutlichere Vorstellungen von den Verhältnissen im fernen russischen Osten als die vielfach auf Phantasie und Kombination beruhenden Berichte der Zeitungen. Wenn in unserer Zeit irgendwo in weiter Ferne „die Völker auf einander schlagen", so erregt Das den nervös gewordenen Europäer um so heftiger, je weniger er wirklich betheiligt ist. Es regt ihn so sehr auf, daß er aus dem Häuschen kommt. Er nimmt leidenschaftlich Partei, wie bei einem Hahnenkampf; er fanatisirt sich. Bald sieht er die eine Seite ganz weiß, die andere ganz schwarz. Diesmal waren die Russen die kohlpechschwarzen Sündenböcke und die Japaner Engel des Lichtes. Alle Schuld an ihrem Unglück wird den armen Russen aufs Konto geschrieben; die (so billige!) Geringschätzung wächst ins Ungeheure. Da thut es recht wohl, in dem Buch der Frau von Oettingen (das durchweg den Stempel schlichter Wahrhaftigkeit trägt) zur Abwechselung einmal von Vorbereitungen zu lesen, die nicht unterlassen, sondern getroffen wurden, und von umfangreichen Sendungen werthvoller Liebesgaben, die nicht unterschlagen wurden, sondern trotz allen Verkehrsschwierigkeiten ihr fernes Ziel pünktlich erreichten und der Bestimmung gemäß zur Vertheilung gelangten. Von einem Kosaken liest man, der nach der Schlacht von Mukden auf der Tielinger Bank erscheint, während diese eben in fluchtartigem Aufbruch begriffen ist, um ein Bündel mit Geld abzuliefern. Der Beamte glaubt zunächst, es sei eine Einlage, und verweigert wegen des Aufbruchs der Bank die Annahme. „Aber irgendwo muß ich das Geld

doch lassen", sagt der Kosak. Auf die Frage, wie viel es sei, meint er treuherzig: „Anderthalb Millionen Rubel." Nun stellt sich heraus, daß er zu den Kosaken gehörte, die die zweiunddreißig mit Gold beladenenen Karren der flüchtenden Mukdener Bank nach Norden zu geleiten hatten. Beim Heransprengen von Chunguſen, (organisirten mandschurischen Räuberhorden) hatte er rasch den gewichtigen Beutel, den er auf „anderthalb Millionen Rubel" schätzte, vom nächsten Karren gerissen und zu dem Heubündel hinter seinem Sattel geschnallt, um Dies wenigstens in Sicherheit zu bringen. Solches geschah nach dem grauenhaften Blutvergießen von Mukden, inmitten wilder allgemeiner Verwirrung. Es giebt eben überall weiße Lämmer Gottes neben den schwarzen Böcken.

Der Engländer sagt: Erfolg ist das beste aller Argumente. Mag sein. Wenn uns ein glänzender Erfolg aber so blendet, daß wir auf beiden Augen blind werden, dann erwachsen für uns jedenfalls keine Erfolge daraus. Die großen Vorgänge, die wir aus der Ferne mit Spannung verfolgen, gelangen zu uns, wie durch einen Scheinwerfer auf die europäische Leinwand projizirt: ungeheuer vergrößert, verblaßt und vergröbert. Alles Farbige verschwindet und alle die so ausdrucksvollen kleinen Züge; darum sind Bücher, wie die Aufzeichnungen der Frau von Oettingen, die den Tag mit seinen Eindrücken festgehalten haben, eine nothwendige Ergänzung. Der letzte Theil des Buches fesselt besonders, denn die tapfere junge Samariterin hat die Schreckenstage von Mukden aus unmittelbarster Nähe mit durchlebt, unter vielfacher Lebensgefahr und unsäglichen Anstrengungen. In diesen Tagen mußte man bei den Lazarethen die Toten auf einander thürmen, weil sie neben einander nicht mehr Raum hatten und weil es an Menschenkräften zum Begraben der Leichen in dem steinhart gefrorenen Erdreich fehlte. Man mußte die Schwerverwundeten in Eis und Schnee unter freiem Himmel lassen, weil in allen Baraken, Zelten, Erdhütten der Lazarethe auch nicht mehr ein verfügbares Fleckchen war. In dieser Zeit gab es keine Pause in der schweren Operation- und Pflege-Arbeit, weder bei Tag noch bei Nacht. Und die aufs Aeußerste angespannten Kräfte reichten doch nicht hin, um allen Gequälten Linderung zu schaffen. Ein Blutvergießen wie das bei Mukden spottet eben aller Maßnahmen des so glänzend vertretenen Rothen Kreuzes. Sicherlich wird Keiner der Betheiligten die Eindrücke jener Tage je vergessen. Im Uebrigen enthält das Buch manches Anziehende über Landschaft und Leute Sibiriens und der Mandschurei.

Frankenberger Kloster bei Goslar. Frieda Freiin von Bülow.

Orientbanken.

Als der posener Oberbürgermeister Witting in die Direktion der Nationalbank für Deutschland eintrat, durfte man annehmen, er werde sich bemühen, das aus der landauschen Zeit noch mit manchen unliebsamen Erinnerungen belastete Institut auf das Niveau einer Großbank zu bringen. Der neue Direktor griff die Sache denn auch mit Eifer und gutem Spürsinn an; die erste größere Transaktion, die man ihm zuschrieb, war, Ende 1904, die Gründung der Orientbank. Eine neue deutsche Bank im Orient, deren Aufgabe sein sollte, die wirthschaftlichen Beziehungen zu den Levanteländern, besonders zu Griechenland, zur Türkei und zu Egypten, zu

fördern: der Plan konnte sich schon sehen lassen. Die Banque Nationale de Grèce verbündete sich zu dieser Gründung dem deutschen Institut, um der „gänzlichen Erstarrung der Geschäftsverbindungen zwischen Deutschland und Griechenland seit dem Staatsbankerot ein Ende zu setzen und um in der Türkei die Bank eines mächtigen Staates zur Seite zu haben." Da die edlen Hellenen zwar das Talent besaßen, einen der gründlichsten Staatskonkurse, die je erlebt wurden, zu Stande zu bringen, im Uebrigen aber aus „Nationalstolz" von ihren Gläubigern, namentlich von den deutschen, nichts wissen wollen, so mußte die griechische Nationalbank sich von der Gründung eines deutschen Institutes in Athen vor der Hellenenschaft gleichsam entschuldigen und ihre Betheiligung mit patriotischen Gründen rechtfertigen. Die Orientbank, die mit einem Kapital von 10 Millionen Mark ausgestattet wurde, errichtete Filialen in Konstantinopel, Smyrna, Saloniki, Alexandrien und Kairo, außerdem eine Zweigniederlassung in Hamburg, deren Hauptzweck war, die mit der Deutschen Levante-Linie angeknüpften Beziehungen zu pflegen. Auch dagegen war nichts zu sagen. Hamburg ist der wichtigste Ausgangspunkt für den gesammten deutschen Handel mit der Levante; und die mit der Hamburg-Amerika-Linie eng verbundenen Deutsche Levante-Linie ist die für diesen Verkehr wichtigste Vermittlerin. Daß die Orientbank sich durch Vertrag die Benutzung der mehr als fünfzig Häfen umfassenden Organisation der Levante-Linie zu sichern vermochte, war also kein übler Schachzug. Schon im November 1905, also etwa zehn Monate nach Beginn der eigentlichen Orientbankarbeit, vernahm man aber, der Concern Dresden-Schaaffhausen wolle im Bunde mit der Nationalbank eine neue Orientbank mit dem Hauptsitz in Berlin errichten. Das ist nun wirklich geschehen und hat einiges Staunen erregt. Das neue Institut übernimmt in Konstantinopel und Hamburg die Niederlassungen der Orientbank, richtet Zweiganstalten in Alexandrien und Kairo ein und bereitet außerdem die Bildung von Lokalkomitees in diesen Orten vor.

Für die Aktionäre der Nationalbank wäre zunächst wichtig, zu erfahren, ob die 5 Millionen, mit denen ihr Institut sich an der ersten Orientbank betheiligt hat, vollständig aus dem Unternehmen wieder herausgezogen werden oder ob vielleicht ein Theilbetrag investirt bleibt und ob für den Fall der Rückzahlung die hier unentbehrlichen Garantien geboten sind; bleibt die Nationalbank betheiligt, so muß für eine ausreichende Vertretung der deutschen Interessen im Verwaltungrath der Orientbank gesorgt werden. Aus einem deutsch-griechischen ist ein panhellenisches Unternehmen geworden; da muß etwa betheiligtes deutsches Kapital mit doppelter Vorsicht gehütet werden. Die Personalveränderungen sagen darüber noch nicht genug. Aus dem Aufsichtrath scheiden zwei deutsche Mitglieder; für sie kommt als Ersatz ein Gouverneur der griechischen Nationalbank und der griechische Generalkonsul in München, Herr Löhr, Direktor der Bayerischen Handelsbank, in Betracht, von dem man kaum besonderes Interesse für die Aktionäre der Nationalbank erwarten darf. Einstweilen sieht die Sache wie ein kleines Fiasko der Nationalbank aus, der mit eigenen Mitteln die Eroberung der Orientländer wohl nicht glücken wollte. Offiziell heißt es, die Theilung sei durch Rangstreitigkeiten nöthig geworden. Man habe den griechischen und deutschen Konsortialen völlige Gleichheit zugesichert, doch versprochen, in Geschäftsführung und Verwaltung solle das griechische Element überwiegen. Diese Abmachung erwies sich auf die Dauer als undurchführbar; Herr Witting hatte wohl nicht Lust, Ja und Amen zu Allem zu sagen, was die schlauen

Griechen beschlossen. Er versuchte, allmählich ein deutsches Uebergewicht herzustellen, und kam dabei mit den Athenern in Konflikt. Das war vorauszusehn und deshalb durfte man den Hellenen nicht die Oberhand lassen. Mit der Konkurrenz der griechischen Nationalbank wäre man schließlich wohl auch auf andere Weise fertig geworden; und die Rivalität der Kaiserlich Osmanischen Bank in Konstantinopel wäre durch ausreichendes Kapital stets zu bekämpfen gewesen. Doch das Kapital reichte eben nicht aus und deshalb kam der Rangstreit und der Wunsch des rührigen Concerns Dresden-Schaaffhausen der Nationalbank für Deutschland wohl sehr gelegen. Sie konnte einen ehrenvollen Rückzug antreten und nun, im Bunde mit der an Aktienkapital größten deutschen Bankmacht, abermals auf dem Plan erscheinen, diesmal in Feindesland selbst: in Konstantinopel. Der Orientbank bleiben Hellas und ihre Filialen; die Deutsche Orientbank übernimmt die Türkei, Egypten, Hamburg und die Beziehungen zur Deutschen Levante-Linie. Mit einem Aktienkapital von 16 Millionen und der breiten Basis in Berlin sind die Vorbedingungen des Eroberungzuges jetzt immerhin günstiger; und da Herr Witting zu den Verehrern des Konsuls Gutmann gezählt wird, hat er keinen Grund, die Nothwendigkeit dieses Bündnisses allzu bitter zu empfinden. Wer weiß, ob es bei diesem Sonderbündniß bleibt? Die Herren Gutmann und Witting theilen sich im Aufsichtrath der Deutschen Orientbank jetzt in den Vorsitz, auch bei der Deutsch-Südamerikanischen Bank betheiligt sich das Institut der Herren Stern und Witting, das durch die Uebernahme der Firma Born & Busse der Dresdener Bank ohnehin näher gerückt ist: die Börse witterte bereits das Nahen einer innigeren Gemeinschaft. Allein kann die Nationalbank, die mit ihren 80 Millionen hinter der Kommerz- und Diskontobank rangirt, neben den Riesen doch nicht viel ausrichten. Und Herr Gutmann ist für Bewunderung empfänglich.

An Konkurrenz wirds im Orient nicht fehlen, trotzdem die Großbanken (außer der Dresdener Bank, die immer Appetit hat) sich nach dieser interessanten Gegend nicht gerade sehnen und von vorn herein das philhellenische Unternehmen der Nationalbank mit einiger Ironie betrachteten, die sich ja als ziemlich berechtigt erwiesen hat. Aber was sollen sie machen? Die Vereinigten Staaten und Südamerika sind einstweilen saturirt; also auf nach Kreta und Umgegend. Die Levante, Griechenland und Kleinasien: da ist vielleicht noch Etwas zu holen. An der Spitze marschirt auch hier die Deutsche Bank, die durch die Anatolische Eisenbahn und die Bagdadbahn werthvolle Beziehungen angeknüpft hat. Die Deutsche Palästina-Bank hat es zu nennenswerthen Erfolgen noch nicht gebracht. Deutsches Kapital aber hat an der wirthschaftlichen Hebung des Orients ja wesentlich mitgewirkt; und der Handelsverkehr, der den Bezug von Getreide, Südfrüchten und Baumwolle und die Lieferung von Zucker und Industrieerzeugnissen umfaßt, läßt dem Kapital immerhin Hoffnungen. Mit der Banque Ottomane wäre, wie gesagt, fertig zu werden; die österreichischen Banken aber lassen sich den Orient, den sie für ihre Domäne halten, nicht so leicht rauben. Die wiener Unionbank hat in diesen Tagen mit der Cassa di Sconto e di Rispazmio in Alexandrien und Kairo eine Vereinbarung getroffen, die eine ständige Bankverbindung mit Egypten schaffen soll. Die Cassa di Sconto, eine Aktienbank mit einem Kapital von 5 Millionen Francs, pflegt in erster Linie das kommerzielle Bankgeschäft, konkurrirt darin also mit der Deutschen Orientbank. Das Aktienkapital der Cassa di Sconto soll nun sogar verdoppelt werden; die Unionbank übernimmt von den neuen Aktien 3 Millionen, sichert sich

also einen erheblichen Antheil an dem egyptischen Geschäft, das durch den im Pharaonenland üblichen hohen Zinssatz mitteleuropäische Banken wohl zu reizen vermag. Nicht so gefährlich ist die Konkurrenz der Franzosen, denen, namentlich seit den mißglückten Hafenbauten, der Orientale nicht so zuversichtlich vertraut wie den Deutschen. Was die französische Heraklea-Gesellschaft an Hafenbaukunst geleistet hat, vermochte weder der Zeit noch den Wellen zu trotzen. Die von den Franzosen angelegten Häfen erfreuen sich in der Levante überhaupt keiner sonderlichen Beliebtheit. Der Hafen von Saloniki wird von den Schiffen wegen seiner Enge und Kleinheit gemieden; der von Konstantinopel hat, bei aller landschaftlichen Schönheit, nur Mängel; Chios leidet unter den allen türkischen Häfen gemeinsamen hohen Abgaben; in Haidar-Pascha verleiden Chicanen der Polizei und der Zollbehörden den Schiffen das Anlegen und die Verwaltung der Anatolischen Eisenbahn besoldet deshalb in Derindje, dem nächsten Landungplatz, selbst die Polizei- und Zollbeamten und schützt sich dadurch vor Belästigung des Dampferverkehres. Daß sie dieses Privileg für sich durchgesetzt hat, beweist, wie verschieden Deutsche und Franzosen im Orient heutzutage behandelt werden. Die Anatolische hat ihren Hafen und hat zugleich gezeigt, daß der Kampf für die Deutschen da unten nicht aussichtlos ist.

Im Aufsichtrath der neuen Deutschen Orientbank sitzt auch Herr Generaldirektor Kothe von der Deutschen Levante-Linie. Sein Name erinnert an Differenzen, die vor ungefähr drei Jahren in der Verwaltung dieser Gesellschaft entstanden und den Rücktritt von vier Aufsichtrathsmitgliedern bewirkten. Herr Kothe hatte neben der Leitung der Levante-Linie die eines Konkurrenzunternehmens, der Dampfschiffrhederei Union, übernommen. Die Levante-Linie steht in Beziehungen zur Hamburg-Amerika-Linie, der Rhederei Union gehört die Firma Robert M. Sloman & Co. an; und da diese Firma Dampfer für Mittelmeer- und transatlantische Fahrten besitzt, war mit Recht von einer Konkurrenz zu reden. Herr Kothe zeigte sich in dem Inkompatibilitätfall als einen Mann, den weder Skrupel noch Zweifel plagen. Dieselbe Eigenschaft bewährte er auch in einem Abkommen, das die Levante-Linie vor allzu schwerer Schädigung durch die neue bremer Atlas-Linie bewahren soll. Der deutschen Schiffahrt ist die wirthschaftliche Erschließung der Levante ja zum großen Theil zu danken; der Levante-Linie hat diese Pionierarbeit einstweilen aber nur kargen Ertrag gebracht. In den vierzehn Jahren ihres Bestehens konnte sie nur fünfmal nennenswerthe Dividenden geben. Wachsende Konkurrenz mit englischen, belgischen, holländischen, griechischen und türkischen Schiffen schmälerte die Einnahmen der Rhederei, die ihren Dampferbestand trotzdem rasch vermehren mußte, um den Anforderungen des Verkehrs genügen zu können. Sie schloß dann einen Syndikatsvertrag mit anderen Rhedereien, deren Schiffe hauptsächlich von Antwerpen aus den Dienst mit der Levante besorgten, konnte aber nicht hindern, daß die Sphinx-Linie, die von einer antwerpener auf eine hamburger Firma überging, ihr scharfe Konkurrenz machte. Man verständigte sich auch da schließlich; aber der hastige Wettbewerb bleibt ein für die Entwickelung des Levanteverkehrs wichtiges Moment. Die Orientbank mit ihrer verkehrten Organisation und ihrem beschränkten Kapital konnte für die Levante-Linie nichts Wesentliches thun. Das wird mit den größeren Mitteln der neuen Bank eher möglich sein; und Herr Kothe wird gewiß alle erreichbaren Hebel in Bewegung setzen. Wenn die neue Bank dem deutschen Orienthandel zu nützen vermag, braucht Geheimrath Witting sich über das Scheitern seines ersten Planes nicht weiter zu grämen; er bleibt ja der Vater der Idee. Ladon.

Theater.

Diese Stadt, sagt der Marquis von Keith, läßt sich gar nicht träumen, was für Bedürfnisse sie hat. Er spricht von München. Da will er, mit dem Geld redlicher Spekulanten, einen Feenpalast bauen, ein Heim für Elitekonzerte und ähnlichen Zauber, und hat so lange geschwatzt, bis der Magistrat erklärt: Dieser Bau befriedigt ein längst gefühltes Bedürfniß. Ists anderswo anders? Auch Berlin läßt sich die Zahl und die Art seiner Bedürfnisse nicht träumen, bis es von Autoritäten darüber aufgeklärt wird. Da werden seit Monaten jetzt, im Kleinen Theater, dessen Saal böcklinische Masken schmücken, zwei Dramen des Herrn Frank Wedekind aufgeführt: „Hidalla" und „Marquis von Keith". Oft aufgeführt; haben also ein ziemlich großes Publikum. Ahnte Berlin je solches Bedürfniß? Diese Dramen bieten nichts von Alledem, was sonst ins Theater lockt; weder eine starke, die Wissensgier spannende Handlung noch Menschen, die der Durchschnittszweifüßler auf den ersten Blick als Seinesgleichen erkennt; nicht viel Buntheit, noch weniger Klarheit. Diese Dramen gefallen auch nicht, werden, wie man mir erzählt, an Sonntagen manchmal sogar recht unfreundlich aufgenommen. Und von zehn Theaterbesuchern wüßte sicher kaum einer zu sagen, was eigentlich „gemeint war", wo er das Hauptthema zu suchen habe und welchen Eindruck er heimtragen sollte. Dennoch gehen die Leute hin. Mich freuts (trotzdem der Erfolg einer Modesuggestion mehr wohl als einem längst gefühlten Bedürfniß zu danken ist); denn eine des Betrachtens werthe Persönlichkeit trat endlich ins hellste Licht.

Vor drei Jahren erzwang sie sich in Berlin zum ersten Mal Gehör; auch im Kleinen Theater, wo damals noch Herr Reinhardt regirte. Ein merkwürdig polyglottes Talent nannte ich 1903 den nur im Zunftkreis Bekannten; eins, dem die lustigsten Bänkelsänge und die wüstesten Melodramenstimmungen gelingen. Er scheint alle Kulturcentren der alten Europa zu kennen, in allen Perversitäten den Kursus durchschmarutzt zu haben, in der höchsten Hochstaplerwelt heimisch zu sein. Nichts von der Kammerdienerehrfurcht, gar nichts von der Moralpredigerwuth, die den deutschen Schriftsteller sonst beim Eintritt in die große Welt anwandeln. Ein respektloser Kerl, der uns das moderne Hofstück schreiben könnte, nicht nur die billige Serenissimusschnurre. Amoralisch; „Das Leben ist eine Rutschahn": das Schlußwort des Marquis von Keith könnte über seinen sämmtlichen Werken stehen. Unlogisch; was er darstellt, mußte nicht, konnte aber so sein. Deshalb, da wir die unlogischen Tragoedien nun einmal, mit Archer, Melodramen nennen, eigentlich immer, wenn

er Ernst macht, melodramatisch. Und in den Mitteln nie wählerisch; manchmal glaubt man, vor einer amerikanischen show zu sitzen, wo die grasseste Sensation die schlaffen Nervenbündel aufpeitschen soll; vor Barnums Gräuelsammlung. Dann wieder ganz unverzerrte, ungeputzte Natur; und eine Psychologie, der Genieblitze vorwärts leuchten. Auch das Tempo ist amerikanisch. Ein Antipode des umständlich trödelnden Naturalismus, mit dem er doch aufwuchs. Schnell, schnell; nur nicht lange weilen! Eine Leiche? Weiter, ehe sie kalt wird. Eine Familienkatastrophe? Weg, ehe uns der Gestank in die Nase steigt. Was liegt daran? Das Leben ist eine Rutschbahn. Oder ein Tollhaus. Oder ein Brunst-

[illegible]

für diesen Dichter nicht vorhanden. Was er aber sieht, sah kein anderes Auge je so. Ein Excentrickünstler. Ein Serpentinedramatiker? Nichts für unschuldige Kinder noch für schlichte Seelen, die von keuscher Heimathkunst und anderen philistrischen Idealen träumen. Auch kein Alltagsfutter, von dem Einer sich nähren kann. Doch wie geschaffen, um müden, überreizten Weltstädtern mit verruchten Künsten die Zeit zu kürzen. Der Regisseur schamloser Bacchanalien, der sich selbst und die ehrenwerthe Festgenossenschaft unbarmherzig höhnt. Dabei ein Dialog, der an Paganinis Hexentanz und molo perpetuo erinnert; und ein heller Theaterinstinkt, der unmöglich Scheinendes möglich macht. Sein „Erdgeist" wirkt nicht der Gottheit lebendiges Kleid. Ein Frauenzimmer, das als Waise in Nachtkaffeehäusern barfuß Streichhölzer verkauft, auf geradem Weg in die niedrigste Nuttenprostitution geräth, entdeckt, gewaschen, parfumirt, möblirt, als Modell benutzt, als Balletstern gezeigt, geheirathet, geschieden, wieder geheirathet wird und mit seinem gemeinen Weibchenreiz Alles an sich zieht, Greise und Kinder, Künstler und Hochstapler, Prinzen und Gauner, Idealisten und Lesbierinnen. Ihre Männchen töten sich oder werden von ihr getötet; ihre Tribaden müssen zusehen und warten, bis sie Zeit hat. Ihren Entdecker und Quälgeist knallt sie selbst nieder, da er sie bedroht, nennt ihn dann den „Einzigen, den ich geliebt", und bietet sich, vor der Leiche, seinem Sohn an: wenn er sie vor dem Schwurgericht bewahrt, kann er „verlangen, was er will." Sie hat nur in einer Münze zahlen gelernt, in der überall giltigen Währung, die hübschen Proletarierinnen leicht vorwärts hilft; und weil sie stets zahlen kann, stets zu zahlen bereit ist, dem Liftboy, dem schmutzigsten Strolch, wenn sie ihn braucht, und weils ihr an Kundschaft nie fehlt, verliert sie nie ganz ihre Ruhe. Heute eine Robe für fünfzehntausend Mark, morgen in Lumpen: einerlei; übermorgen beißt ja wieder ein Goldfisch an. Jeder Liebhaber heißt sie, sieht sie anders; und jeder hielt doch das selbe Lustfleisch im

Arm, hat das selbe Zugpflaster auf der brennenden Stelle. Erdgeist? Der Titel klingt ein Bischen zu tiefsinnig für die bitterböse Mär von der kleinen Babylonierin. Die Fortsetzung trägt den passenderen (und witzigen) Titel „Die Büchse der Pandora". Lulu, die erdgeistliche guenon du pays de Nod, wird von ihrer sapphischen Freundin aus dem Zuchthaus geschmuggelt, flieht mit einem Athleten nach Paris, vermiethet sich dort für Wochen, Tage, Stunden, kuppelt, spielt und läßt spielen, wird von Erpressern denunzirt, flüchtet nach London und endet, als syphilitische Winkelprostituirte, in einer Leichenkammer unter dem Lustmördermesser Jacks des Aufschlitzers, der endlich Adam, endlich an Eva rächt... Das riecht Euch nach den Müllhäufchen der Hintertreppe? Mag sein; doch die zwingende Gewalt der kurzen Visionen, die Lebensfülle dieser Welt tragikomischer, mit unerschütterlich ernsthafter Miene am Marionettendraht gelenkter Figuren, den ungebrochenen Schöpferwillen einer im Engsten froh und frech einherflatternden Phantasie und die Grazie, die mit Priapeien jonglirt: das Alles muß jeder moralinfreie Kenner bewundern. So sprach ich damals; bevor die Märchensatire „So ist das Leben", das Schauspiel „Hidalla oder Sein und Haben" und die Totentanzszenen veröffentlicht waren. Dieser Dichter, sagte ich, blieb lange unbeachtet und wollte sich am Ende als Schlangenmensch, Cakewalktänzer und Feuerfresser Aufmerksamkeit erzwingen. Das gelang ihm. Vielleicht besinnt er sich nun, da er die Wirkung, die Wirkensmacht des aufgeführten Dramas erlebt hat, und findet, daß es der Darstellung würdigere (womit nicht gemeint ist: moralisch würdigere) Gegenstände giebt als Satyriasis und Hysterie, Abenteurerstreiche, Strolchzunftkniffe und Dirnenwirthschaft. Er braucht nicht länger mehr als Artist um Beifall zu buhlen. Kann Künstler sein und die Yankeehumore zum Tempel hinausjagen. Laß sie in die Säue fahren, Herr der Hoffnungen! Der „Erdgeist" war eine Sensation, ein Bauchtanz der tota mulier. Der Erdgeistdichter ist robuster als Alle, die ringsum nach dem selben Kranz langen, und, in seinem Bezirk, nicht ärmer als Oskar Wilde, der, nach parodistischen Schwänken, Herodes und Salome zu schaffen vermochte. Den Deutschen hat nie ein Molière gelebt, der im Possenspiel die dunkelsten Klüfte der Psyche, die tiefsten Schluchten des Massenbewußtseins mit weithin lodernden Feuergarben bestrahlte. Herr Wedekind wird jetzt gehört. Was hat er zu sagen?

„Unter Moral verstehe ich das reelle Produkt zweier imaginären Größen. Die imaginären Größen sind Sollen und Wollen. Das Produkt heißt Moral und läßt sich in seiner Realität nicht leugnen." (Frühlings Erwachen.) „Es giebt keine Ideen, seien sie sozialer, wissenschaftlicher oder künstlerischer Art, die etwas

Anderes als Habe und Gut zum Gegenstand hätten. Und glauben Sie nicht, daß sich die Welt hierin ändert. Der Mensch wird abgerichtet oder hingerichtet." „Sünde ist eine pathetische Bezeichnung für schlechte Geschäfte. Gute Geschäfte lassen sich nur innerhalb der bestehenden Gesellschaftordnung machen." „Ich habe mein Leben daran vergeudet, den hohen Erwartungen, die man in mich setzte, gerecht zu werden." „Ein Unglück ist für mich eine günstige Gelegenheit wie jede andere. Unglück kann jeder Esel haben; die Kunst ist, daß man es richtig auszubeuten versteht." „Warum soll man denn durchaus ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden?" „Auf die Frage, ob ich Gott liebe, habe ich alle bestehenden Religionen geprüft und fand nirgends einen Unterschied zwischen der Liebe zu Gott und der Liebe zu sich selbst. Die Liebe zu Gott ist überall immer nur eine summarische, symbolische Ausdrucksweise für die Liebe zur eigenen Person." „Das einzig richtige Mittel, seine Mitmenschen auszunützen, besteht darin, daß man sie bei ihren guten Seiten nimmt. Darin liegt die Kunst, geliebt zu werden, die Kunst, Recht zu behalten." „Das Leben ist eine Rutschbahn." (Marquis von Keith.) „Der Durst nach Schönheit ist ein nicht minder göttliches Gesetz in uns als der Trieb zur Bekämpfung der Erdenqual." „Sind meine Gedanken unrichtig, dann beseitigt mich die Welt in ihrer Unerbittlichkeit, ohne sich nach mir umzusehen. Nimmt aber die Menschheit meine Gedanken auf, dann gebührt der Menschheit das Verdienst, nicht mir." „Ich wollte die Menschen verleiten, Erntefeste zu feiern, ohne daß Ernten eingebracht waren; ich wollte sie verleiten, Richtfeste zu feiern, ohne daß Häuser gebaut waren." Der nächste Freiheitkampf der Menschheit wird gegen den Feudalismus der Liebe gerichtet sein." (Hidalla.) „Der Sinnengenuß ist der Lichtstrahl, die Himmelsblume, weil er das einzige ungetrübte Glück, die einzige reine Freude ist, die das Erdendasein uns bietet." „Was thue ich noch auf der Welt, wenn auch der Sinnengenuß nichts als höllische Menschenschinderei, nichts als fanatische Menschenschlächterei ist, wie das ganze übrige Erdendasein?" (Totentanz.) Das ist Einiges von Dem, was er zu sagen hat.

Er sagts nicht immer gut (auch in den citirten Sätzen mußte ich kleine Flüchtigkeitspuren tilgen); die Sprache war schon in „Hiadalla" die partie honteuse und ist in den Totentanzszenen (die ich überhaupt, mit ihrem durch die Apagoge reifen Menschenverstandes leicht zu bändigenden Knabentrotz wider die „sittliche Weltordnung", nicht gern im Werk des Erwachsenen sehe) bis ins bewußt Abstruse verwildert. Aber er hat Etwas zu sagen; und die an einzelnen Aphorismen bewährte Stilkunst beweist, daß ers, wenn er den Fleiß nicht so innig haßte, eben so gut sagen könnte wie irgend ein Moralist seit den

Tagen Labruyères, der den Schreibern einschärfte: Ce qu'il y a au monde de plus rare, ce sont les diamants et les perles. Herr Wedekind findet oft, fast zu oft Diamanten und Perlen, müht sich aber selten, sie zu schleifen, zu reinigen, und vertheilt sie dann aufs Gerathewohl unter seine Geschöpfe. Ohne zu besinnen, ob das Kleinod den Beschenkten auch kleiden werde; ohne, wie der Dramatiker doch müßte, zu fragen, ob diese Worte im Munde dieses Menschen auch möglich seien. Will er denn Menschen zeigen? Nebenbei vielleicht; das Wichtigste ists ihm nicht. Nachschaffen, nachstümpern, was auf jeder Straße, in Schänke, Kontor, Ballsaal besser zu sehen ist: wozu? Manchmal ists, als hörte man Gespenster plaudern. Erlebnisse und Visionen ausplaudern. Jedes für sich. Ohne Gehör zu fordern und zu finden. Eins redet am Ohr des anderen vorüber. Diese Spukgestalten verstehen einander fast nie; und tagt das Verständniß, dann heult die Glocke Mitternacht und ruft die Schemen ins kalte Bett. Dann stirbt, im Hofnarrenkittel, König Nicolo, den der Schweißfuß eines Metzgermeisters vom Thron gestoßen hat. Prügelt ein Metzgerknecht den Gründer der Feenpalastgesellschaft aus der Marquiswürde heraus und zwingt den Hochstapler, nach der Polizei zu rufen. Dann erhenkt sich Karl Hetmann, den, als er sein großes moralphilosophisches Werk „Hidalla oder die Moral der Schönheit" fertig hatte, ein Cirkusdirektor gegen hohen Sold als Dummen August miethen wollte. Auf der Rutschbahn ausgeglitten; den Hals oder auch nur ein Bein gebrochen. Sie müssen von vorn anfangen oder für immer aufhören. Gerade, als sie hoffen durften, mit der Weisheit Enttäuschter Verständniß zu finden. Eine unheimliche Gesellschaft.

Nicht immer wars so. Als ich die Kindertragoedie „Frühlings Erwachen" las, mußte ich an den Mimus der Griechen, Sizilier und Römer denken, an die dialogischen Volksspiele, in denen Männer und Frauen ohne Maske, Kothurn oder Soccus auftraten, die archimima und der parasitus, und Schnurren und Zoten aus der dem Blick sonst verhüllten Tiefe vortrugen. Da durfte nach Lust und Laune improvisirt werden und selbst das Frechste war nicht verpönt. Herondas, dessen in einem Papyrus erhaltene choliambische Mimen der münchener Professor Crusius übersetzt hat, war noch ziemlich zahm. Was man heute die Pointe nennt, fehlt seinen Geschichten. Eine Mutter läßt ihren ungerathenen Jungen vom Lehrer prügeln und fordert, als der arme Bengel schon braun und blau geschlagen ist, noch mehr Hiebe. „Das wird ihm gut thun." Eine Eifersüchtige hat das selbe Heilmittel einem sexuell untreuen Sklaven zugedacht, begnadigt ihn aber, weil eins ihrer Lustmädchen sie darum bittet. Der Bordellbesitzer Battaros führt vor Gericht seine Sache

gegen einen Fremdling, der ins Freudenhaus einbrach und ein weibliches Werthobjekt wegschleppen wollte. Und so weiter. Außer dem Frauenfleischhändler (den Herr Wedekind, wohl nur pour épater le bourgeois, in den Totentanzszenen als einen Weltbeglücker verherrlicht), dem ungemein würdevollen leno, kommen Huren, Tribaden, Kupplerinnen auf die Bühne und reden so unhold, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Alles geht aber ganz schlicht zu, ganz einfach. Niemand wundert sich über die Schmutzhäufung, Niemand wühlt gierig in dem Kehricht. Weder Ekel noch Mitleid regt sich. Wie in einer Welt, die das Schamgefühl noch nicht kennt, noch diesseits von Gut und Böse ist, den Kruzifixus noch nicht erblickt hat. Drum lächeln wir sanft und entsetzen uns nicht, wie bei manchem Dirnengespräch des Aretiners, staunen nicht einmal, wie etwa über Poggios „Facetien", die Herr Dr. Semerau jetzt übersetzt, kommentirt und (nicht für den Buchhandel) veröffentlicht hat. Wir athmen hellenische Luft und wundern uns höchstens über die gehaltene Ruhe dieses nervenlosen Realismus. Ihr Alle wißt längst ja, daß so das Leben ist, spricht Herondas; warum also nicht drüber reden? Hinter Golgatha mußte die Tonart anders werden; da erst konnte der Mimus Wedekinds entstehen. Die Kindertragoedie ist ein Bündel von Dialogen, ganz genialisch starken und schwächeren. Manchmal sinds auch drei, vier Sprecher. Kinder und Eltern. Knaben und Lehrer. Pubertätwehen. Buben und Mädchen im Heuschober. Am Schluß schwatzt der Teufel, der als „vermummter Herr" auftritt, dem Tod eine Jünglingsseele ab. Das Ganze ist ohne Architektur; nicht so witzig, doch viel stärker, tiefer, künstlerischer als Schnitzlers „Reigen"; und weist seinen Schöpfer in die vorderste Reihe der Lebenden. Dann kam die Lulu-Zeit, „Fürstin Russalka", „Mine-Haha", Gedichte, Skizzen, Chansons. Die Welt als Cirkus, dachte ich. Warum nicht? Das Ueberraschende macht Glück. Die Schmeichelei erschöpft sich auch vor dem Thron der Menschheit. Nachzuahmen, erniedrigt einen Mann von Kopf. Auch einmal die Probe von dem Gegentheil. Nichts Spirituelles also; nichts, was auch von Weitem nur an die Krone der Schöpfung erinnert. Dressirte Thierchen, die das ganze Cirkusprogramm, das alte, wie Geburt und Tod unveränderliche, durchmachen. Jockeysprung aufs ungesattelte Pferd. Mit den Füßen am Trapez hängen und den Partner im Flug auffangen. Kleiderwechsel auf galopirendem Gaul. Durch den Seidenpapierreifen. Eine Kanonenkugel auf dem Bauch tanzen lassen. Der Kautschukmann. Das melancholische Schwein mit der Mundharmonika. Das ganze Gabelthierreich in Aktion. Und der Herr Direktor führt selbst die merkwürdigsten Exemplare vor, erklärt ihre besondere Wesensart, leuchtet mit eigener Hand ihnen unter

das Schnäuzchen oder die Nasenspitze. Ist selbst dann wohl auch der archimimus, der den stupidus foppt, den parasitus dem Gelächter preisgiebt; und rechnet sich mit Stolz zum verrufenen Volk. Das konnte gefallen; mußte eigentlich. Weil es neu war, „mal was ganz Anderes", und dem Geschlechtlichen weiten Raum ließ. Animalisch, also amoralisch. Seltsam nur ein fast kirchenväterlich grimmer Weiberhaß; eine gar nicht ins Cirkusprogramm passende Wuth gegen die lüsterne Menschenverderberin. Das war, nach Nietzsche und Strindberg, ja aber auch in der Mode. Und dieser Hasser hatte, wie Heron das, die Scham nie gelernt. Eva, zwischen zwei Clowns, nackt am Pranger.

Jetzt thront sie in der Glorie. Die Kindertragoedie war dem „vermummten Herrn", die im Bordell spielenden Totentanzszenen sind „meiner Braut in innigster Liebe" gewidmet. Vom Cirkus durchs Lupanarium in die Brautkammer: mir fehlt der Kurvimeter für diese Wegkrümmung. Fehlt leider auch der Sinn für die These, die der Bräutigam mit ungeheurem Ernst (priesterlichem, wollte ich schreiben, doch das Wort paßt nicht hierher) verficht. Die hohe Schätzung der Jungfräulichkeit dünkt ihn unsittlich, die meretrix, die den Stallburschen feile lupa selbst, weil sie Wonnen gewährt, nützlicher und deshalb höher zu schätzen als das Jüngferchen, das dem Mann ängstlich den keuschen Schoß versagt. Darüber ließe sich Manches reden. Das Thema reicht bis an die Grundmauer des Gesellschaftbaues; und tiefer hinab. Bis in Urmenschliches; und vielleicht noch tiefer. Von der Familie (den Kindern besonders), vom Staat, von sozialen und politischen Nothwendigkeiten wäre da am Ende auch ein Wörtchen zu sprechen. Aus dem Mund eines Vierzigers muß diese wedekindliche Weisheit überraschen. Nur die mit dem Wort schnell fertige Jugend verklettert sich sonst auf solche Tiraden. In London, sagt der Marquis von Keith, macht man mit Sozialdemokratie und Anarchismus keinen Effekt mehr. Wollen wir rückständiger sein als der shopkeeper und Stapelartikel für nagelneu nehmen? Wir erleben den Tag nicht, der die Mädchengymnasien durch Hetairenschulen ersetzt, die Kirchen in Porneia umgewandelt sieht; unsere Enkel auch nicht: also mag die Frage neben anderen hochnothpeinlichen ruhen. Zu verzeichnen ist nur, daß die Frau bei unserem Poeten in Gunst gekommen ist; wenns mit rechten Dingen zugeht, bittet er auf den Knien der Lustspenderin Lulu allen Unglimpf ab. Zu verzeichnen ist aber auch, daß er auf seine Weise moralisch geworden ist, ein Moralprediger sogar; denn auch die „Moral der Schönheit" ist eine. Thesen, Moral: die Lieder von der gemordeten Tante und dem Liebchen sans culotte klangen anders. Nun gilts, die Menschen zu bessern und zu bekehren. Wirklich? Noch hoffe ich, daß es so ernst nicht

gemeint ist. Eine Marotte, die, statt der alten Schellenkappe, für ein Weilchen aufs Haupt gestülpt ward. Auch als ein Rückfall in gewisse Romantikerstimmungen ließe sichs deuten; in Stimmungen, die noch den Slavenapostel Dostojewskij und den soignirten Fastenprediger Dumas übermannten. Zorniger Aufschrei gegen die ewig Korrekten, die im Warmen sitzen. Künstler und Dirne: zwei Ausgestoßene, die sich verbünden. Ziemlich altmodisch; denn die Künstler leben heutzutage als Bourgeois unter Bourgeois und die Prostituirten haben Etwas in der Gemeindesparkasse, sind gute Hausmütter und finden meist noch sur le retour achtbare Ehegefährten. Herr Wedekind aber fühlt sich noch als Ausgestoßenen; herbei drum, Ihr, ohne Stola und Falbel!

Er sieht vierschrötig aus. Auf dem kurzen Rumpf sitzt ein sehr großer Kopf. Der Kopf eines späten, von wildem Leben mitgenommenen Caesaren; oder eines heimlosen Mimen, der viel Ekel schlucken mußte. Einen Zwergriesen nennt Wedekind seinen Hetmann; Sitzriesen nennt der Berliner Leute, die sitzend größer scheinen, als sie sind. Er sieht stämmig aus. In dem ernsten, fast immer düsteren Gesicht vibriren die breiten Nasenflügel aber bei jedem Wort, schon bei der Vorbereitung des Wortes; nie sah ich so ausdrucksvolle Nasenflügel. Der vierschrötig Scheinende ist sicher höchst sensitiv. An langen Armen derbe Fäuste; und eine Epidermis wie aus Spinnengewebe. Der mag im Erleben arg gelitten haben; und erlebt hat er wohl genug. Viele Länder, viele Lebenskreise sah er; kreolische Tänze und Würfelspiel in Spelunken; Schwindelgründungen und Brunstkämpfe ums Weibchen; auch hinter dem Gitterfenster saß er (weil man ihn der Majestätbeleidigung schuldig gefunden hatte). In seinen letzten Dramen wars oft, als schriee er nach Verständniß; brüllte und schluchzte: Nehmt mich endlich ernst, laßt mich nicht länger den Narren spielen! Aus der Kappe des Königs Nicolo glaubte ich den Ruf zu hören: „Ich habe zwar nicht die Königsgrimasse, die Euren Brettermajestäten heute das Herrschaftrecht über die Vielzuvielen sichert, und bin auch sonst ein wilder, verbuhlter, allzu bunt getigerter Knabe, zum Größten berufen und halb doch nur fertig gemacht; aber aus feinerem Stoff als die Schlächtermeister, vor denen Ihr kniet, weil sie feist und plump, also würdig sind; und so ist Eure Welt eingerichtet, daß der Empfänger eines kleinen Genievermächtnisses den thronenden Metzgern Späße vormachen, bezahlte Wahrheiten auftischen muß." Dieser Nicolo hatte mancherlei Talente; doch kein zulängliches. Er konnte reden, nicht überreden, auf der Laute klimpern, doch keine starke, nie vorher gesungene Weise haschen, zuschneiden, nicht nähen; und ward, wenn er als Tragoede die Seelen erschüttern wollte, als Perle aller Possenreißer ge-

prieſen. Aus Hetmanns Munde, des häßlichen, verkrüppelten Schönheitſuchers, klingt der Ruf noch ſchriller. Hört Ihr ihn? „Mich ſtieß die Geſellſchaft einſt als unbrauchbar aus ihren Kreiſen. Ich ging nicht zu Grunde; kam zurück und bot ihr wieder meine Dienſte an. Die Geſellſchaft ſtieß mich wieder als unbrauchbar hinaus.“ Unbrauchbar, ausgeſtoßen. Als König und als Schneider, als Sänger und als Religionſtifter unzulänglich; nur als Narr und Cirkusclown zu verwenden. Klagt da wirklich nur der verkannte Literat, der in das ihm gebührende Fach möchte, der Tragoede, der Poſſen reißen ſoll? Nein. Da entblößt ein Menſch die Scham, zerkrallt ſich einer die Bruſt, der wirken möchte, nicht um Bewunderung buhlen. Der die Stille um ſich nicht erträgt und den Applaus auch nicht ſättigt. Dem das Dichten nicht mehr iſt als dem alten Ibſen, dem Schöpfer Hildes, Borkmans, Rubeks. Der irgendwo mitarbeiten und ſeines Lebens Spur in der Menſchenwelt laſſen möchte. In ſeinen Hochſtaplern ſogar regt ſich dieſer Drang. Keith, „die Kreuzung von Philoſoph und Pferdedieb“, der Glücksritter, dem immer gerade der eine unentbehrliche Dollar fehlt und „Alles an den letzten drei Tagen ſcheitert“, ſehnt ſich nach der That mehr als nach dem Glanz, läßt ſich drum, mit all ſeiner Gaunerſchlauheit, ſtets von plumperen Betrügern ausplündern und iſt nicht lächerlich, ſondern beinahe erhaben, wenn er, nach tauſend Schwindeleien, mit Heilandsmiene ſtöhnt: „Unrecht leiden iſt beſſer als Unrecht thun!“ Warum ſtieß man ihn aus? Gab ihm keinen einzigen von all den freien oder ſchlecht beſetzten Arbeitplätzen? Verbannte ihn ins Reich der Phantaſie, wo er nur ein Dichter werden oder, wenns auch dazu nicht langte, Truggeſchäfte aushecken konnte? War er und war ſein ernſthafterer Vetter Karl Hetmann in der Oekonomie dieſer Welt nicht zu verwerthen, dann hole der Teufel den ganzen Plunder!

Herr Wedekind wäre vielleicht ein Finanzagent erſten Ranges geworden; vielleicht ſogar ein großer Bankdirektor. Er hat Sinn für Geſchäfte. (Verkennt nur die Dimenſionen völlig; Keiths armſälige Gründung, eine Million Aktienkapital, zwanzigtauſend Mark Gehalt für den Direktor, ſcheint ihm eine Rieſenſache.) Seine Transaktionen haben, auch wenn alle Einzelheiten falſch ſind, den richtigen Stil. Dieſer Viſionär ahnt doch, wie es in den Hirnen der Menſchen ausſieht, die große Summen in Bewegung ſetzen. Er könnte das Lebensdrama Strousbergs ſchreiben, des Mannes, der zu früh kam und, als Sünder, hart geſtraft wurde, weil er ſchlechte Geſchäfte gemacht hatte; des Genies, dem außer dem nöthigen Sitzfleiſch auch das Talent zum Glücksgünſtling fehlte. Oder die Tragikomoedie von dem göttlichen Erpreſſer aus Arezzo, der je nach Bedarf erbauliche Bücher und Zotengedichte ſchrieb, die

Heiligste Jungfrau und die lüderlichsten Weibsbilder malte. Der wirkte, auf seine Art. Aber heutzutage; ein Literat, der sich im Beruf wenigstens nicht prostituiren will; am Anfang des Kampfes ums Dasein nicht ausreichend gerüstet war; und nun alle lohnenden Plätze besetzt findet. Immer schreiben; warten, bis man irgendwo aufgeführt wird und sich durch absonderliches Wesen bemerkbar machen kann; und selbst dann? Keine dauernde Wirkung; auch kein Ertrag, der das Leben zum Luxusfest wandelt. Ausgestoßen, gezwungen, sich zum Zeitvertreib anzubieten; wie da draußen die Dirne, die auf die dignitas matronalis verzichten mußte; die, sagt Hetmann auch von ihr, „wie ein wildes Thier aus der menschlichen Gemeinschaft hinausgehetzt wurde." Fleckig, also unbrauchbar. Jetzt stört mich auch Hetmanns These nicht mehr. Unterschätzung der Jungfräulichkeit; Kampf gegen die monogamische Moral; Gründung eines Bundes zur Züchtung von Rassemenschen, eines Bundes, in dem Männer und Frauen einander zur Gewährung der letzten Gunst verpflichtet sind. Alles Unsinn. Hetmann (und sein Schöpfer) ist viel zu klug, um glauben zu können, Promiskuität könne schöne und kräftige Menschen schaffen. Hetmann ist das ungenützte, mit dem Fluch der Unfruchtbarkeit beladene soziale Genie, das zusehen muß, wie Andere, Hohlköpfe und Lumpen, munter Kinder zeugen, das mit dem Zwergriesenschädel gegen die Mauer des Familienhauses rennt, geprügelt, ausgelacht wird, in der Arena den August spielen soll und sich endlich selbst henkt. Und Hetmann ist nicht nur ein schreckendes, sondern auch ein tröstendes Bild. So stark, spricht (wenn ich richtig höre) der Dichter, ist leidenschaftlicher Glaube, so mächtig der Rhythmus einer Persönlichkeit, daß dieser schönheitsüchtige Krüppel, der doch baren Unsinn bekennt, als ein echter Prinz aus Genieland vor uns steht. Auch im Frack des Dummen August vor uns stünde.

Die Persönlichkeit siegt? Immer, spricht Goethe und feiert sie fromm als höchstes Glück der Erdenkinder. Immer, sagt Wedekind (und unter dem tragischen Blick verzieht der unschöne Mund sich zu einem Lächeln, an dem der vermummte Herr seine Freude hätte), immer, — wenn sie sich zu rechter Zeit noch bescheidet. Ich bot der Gesellschaft meine Dienste an. Vergebens. Als ich in der Qual erzwungener Unfruchtbarkeit aufschrie, hieß es, ich hielte mich für einen ins falsche Fach gequetschten Literaten und mein ganzer Ehrgeiz sei, Helden, nicht komische Rollen zu spielen. Als Menschen, als Wirkenden will man mich nicht. Aber die Persönlichkeit siegt, wenn sie ein Schlupflöchlein findet, das sie vor dem Erfrieren schützt. Ich gehe ins Mimenvolk. Auf Wiedersehen im Deutschen Theater! Da will ich die Leidenschaften und die Thaten spielen, die ich in Eurer Bourgeoiswelt nicht leben durfte. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Dampfpflüge

bauen wir in den bewährtesten Constructionen.

Strassenlocomotiven

und

Dampfstrassenwalzen

bauen wir gleichfalls als Specialitäten in allen practischen Grössen und zu den mässigsten Preisen.

John Fowler & Co.

in Magdeburg.

Nervenschwäche der Männer.

Ausführliche Prospekte mit gerichtl. Urteil und ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert

Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70

Das Geheimnis der Seele ergründet!

Soeben erscheint: Hudson,

Das Gesetz der psychischen Erscheinungen.

2. Aufl. In 7 Lieferungen à Mk. 1.20. Eleg. brosch. Mk. 8.40, geb. Mk. 10.—.

Verlag von Arwed Strauch, Leipzig.

HOTEL WILHELMSHOF

BERLIN W. Wilhelmstr. 44
10 Minut. v. Anh. u. Potsd. Bhf.
Vornehme ruhige Lage, komfortable Zimmer.
Franz Vollborth, Hotelier.

Sanatorium Dr. Passow

Meiningen i. Thüringen für **Nervenkranke** u. **Entziehungskuren.** Moderne physikalisch-diätetisch geleitete Anstalt mit familiärem Charakter. Besitzer: **Nervenarzt Dr. med. A. Passow.** Langj. Assist.

Dr. Nöhring's Sanatorium

Neu-Coswig i. Sa.
für Lungenkranke
Nur für 24 Patienten I. Kl.
Winterliegehallen. Besondere Berücksichtigung der Verdauung.

Kupferberg Gold zeichnet sich durch gediegene Qualität, vorzüglichen Geschmack, durch seine leichte Art und große Bekömmlichkeit aus, und gilt deshalb unter Kennern ohne weiteres als der beste deutsche Sect.

*

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7½ Uhr.
Freitag, den 12./1. und Sonntag, den 14./1.
Florentinische Tragödie. Der heilige Brunnen. Der Herr Kommissär.
Sonnabd, d. 13., Montag, d. 15. u. Dienstag, d. 16/1.
Der Kaufmann von Venedig.

Berliner Theater.

Freitag, den 12. und Sonntag, den 14. Januar Abends 7½ Uhr.

Gastspiel des Theaters des Westens.

Sonnabend, den 13. Januar Abends 7½ Uhr.

Edles Blut.

Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Lustspielhaus in Berlin

Direction: **Dr Martin Zickel**, Friedrichstr. 236
Freitag, den 12., Sonnabend, den 13., Sonntag, den 14. und Montag, den 15./1. 8 Uhr.

Der Weg zur Hölle.

Sonntag, den 14./1. Nachm 3 Uhr.

In Behandlung.

Die weiteren Tage siehe Anschlagsäule.

Trianon-Theater.

Heute und folgende Tage, Abends 8 Uhr.

Die Wetterfahne.

Neues Theater

Anfang 7½ Uhr.
Freitag, d. 12./1. **Liebesleute** (Amants)
Sonnabend, den 13., Sonntag, den 14., Montag, den 15. und Dienstag, den 16./1.

Ein Sommernachtstraum.

Thalia-Theater

Direction: Kren u. Schönfeld.

Bis früh um fünfe m. Thielscher i. d. Hptrolle.

Sonntag, den 14./1. Nachm. 3½ Uhr. **Der Hochtourist.**

Theater des Westens.

Freitag, d. 12./1. 7½ U. **Fritz Werner** als Gast in
Schützenliesel.
Sonnabend, d. 13. u. Sonntag, d. 14./1. 8 Uhr.
Schützenliesel.
Montag, d. 15./1. 7½ Uhr.
Die lustigen Weiber von Windsor.
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Kleines Theater.

Freitag, den 12./1. 8 Uhr. **Hidalla.**
Sonnabend, den 13./1. **Stilpe Komödien.**
Sonntag, den 14./1. **Marquis v. Keith.**
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Restaurant und Bar Riche
Unter den Linden 27.
Dejeuners * Diners * Soupers
Täglich Concert bis morgens 4 Uhr
Weinhandlung-Restaurant-Betrieb G. m. b. H.

•• Literatur und Proben kostenfrei. ••
Gidin
Dr. Klopfer's Weizen Lecithin-Eiweiß
ist das hervorragendste Kräftigungsmittel für Blutarme, in der Ernährung Zurückgebliebene, **NERVÖSE.** Tägliche Ausgabe ca. 20 Pfennig. In Apotheken und Drogerien.
Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz.

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zeile 25 Pfr.

Berliner-Theater-Anzeigen

KOMISCHE OPER

Direktion: Hans Gregor.

Freitag, den 12. Januar 8 Uhr Première: **Der Corregidor.**

Sonnabend, den 13. Januar 8 Uhr. **Die Bohême.**

Sonntag, den 14 und Montag, den 15. Januar 8 Uhr. **Der Corregidor.**

Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Cabaret

Roland von Berlin

Potsdamerstr. 127. Hansasaal.

Dir. Schneider-Dunker u. Rud. Nelson.

Tägl. 11 Uhr. Sonnt. 8 Uhr.

Jeden Donnerstag 5 Uhr Tee.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr:

Auf, in's Metropol!

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz in 9 Bildern von **Julius Freund**
Musik von **Victor Hollaender.**

Walden a. D. — **Miss Clifford a. D.**
Bender. — **Giampietro.**
Josephi. — **Frid Frid.**
Massary. — **Steidl, Lilly Walter.**

Gebr. Herrnfeld-Theater

am Stadtbahnhof Alexanderplatz.

Täglich:

Familientag im Hause Prellstein

Komödie in 3 Akten v. **A. u. D. Herrnfeld.**

Anfang — auch Sonntags — 8 Uhr.

Vorverkauf 11–2 Uhr.

Passage-Theater.

Buddhas Tafel? (Die Schrift aus dem Jenseits.)

Walt. Steiner u. 14 erstkl. Numm. Anfang 8 Uhr.

Luisen-Theater.

Freitg, d. 12., Sonnab., d. 13. u. Sonntg., d. 14./1. 8 Uhr **Die lustigen Weiber von Windsor.**

Montag, d. 15./1. **Der Kaufmann v. Venedig.**

Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Verlag von Theod. Thomas in Leipzig.

Soeben erscheint:

Die Überschätzung Lessing's und seiner Befassung mit Litteratur

Zugleich eine neue kritische Dramatheorie

von

Dr. Eugen Dühring

Zweite durchgearbeitete und vermehrte Auflage

Preis elegant brosch. M. 2.50, gebd. M. 3.25.

Diese berühmte Schrift Eugen Dühring's war seit vielen Jahren vergriffen und wurde antiquarisch mit hohen Preisen bezahlt. Ein ausführlicher Prospekt steht Interessenten gratis und franko zur Verfügung.

Zur gefl. Beachtung!

Madonna Eau de Cologne. Eau de Cologne, dieses allbekannte Parfüm, hat in den letzten Jahren in der Destillation ganz ausserordentliche Verbesserungen und Verfeinerungen erfahren. Es ist besonders der Firma **Johann Maria Farina zur Madonna in Cöln am Rhein** gelungen, den alkoholischen Bestandteilen ihres Fabrikates alle nachteiligen Eigenschaften zu nehmen, und erfreut sich dieses vorzügliche Spezialerzeugnis einer stetig wachsenden Beliebtheit. Im Bade oder in der Krankenstube angewandt, wirkt es erfrischend und desinfizierend; auf dem Taschentuch verrät es den feinen Geschmack des Besitzers. Bestellkarte liegt uns. heutigen Nummer bei!

Cabinet-Comet
Graeger-Sect
Gold & Silber
Zu beziehen durch die Weinhandlungen
Carl Graeger
Sect-Kellerei
Hochheim a. M.

Schramm & Echtermeyer
Gegründet 1835. Dresden 4.
ca. 500 Sorten Cigarren
Deutsche Fabrikate. Habana-Import.
Helle Farben.
200 Sorten Cigaretten.
Lieferanten vieler Höfe und Offizier-Casinos.
Preisbücher stehen zu Diensten.

Wie gewinnt man
neue Lebensfreude? oder das **Sexual-Nerven-System des Menschen** und dessen Auffrischung und Kräftigung durch ein erprobtes Verfahren. Broschüre von Dr. Pöche geg. 25 Pf. frei. **Gustav Engel,**
Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 131.

J. J. Rousseaus Verbindungen mit Weibern
2 Bde. 376 Seiten m. 12 Illustrat. Broch. 4 M. Geb. 5 M. Hochinteressant. Ausführl. Prospekte über kultur- u. sittengeschichtl. Werke gr. frco.
H. Barsdorf
Berlin W 30. r
Habsburgerstrasse 10.

Schlossbrauerei Schöneberg
Schöneberg b. Berlin W.
Telephon: Amt IX, No. 5018 und 5424.
liefert ihre vorzüglichen Biere in **Flaschen** und Siphons für den Familiengebrauch
30 Fl. Schlossbräu (hell) . M. 3,—
30 Fl. Kronenbräu . . . M. 3,—
30 Fl. Schöneberger Cabinet M. 3,—
Pfand pro Flasche 10 Pfg.
Die Biere sind stark eingebraut und ausserordentlich reich an Extraktivstoffen (Nährstoffen, welchen ein mässiger Alkoholgehalt gegenübersteht.

Dr. Stadelmann's Klinik für Nervenkranke, Dresden-A., Hübnerstr. No. 2. Gesunde, ruhige, vornehme Lage. Erschöpfungszustände, Schlaflosigkeit, Zwangsvorstellungen, Angstzustände, nervöse Herz- und Magenstörungen, Migräne u. s. w.
Spezial-Behandlung krampfkranker Kinder
sowie reizbarer, schwer erziehbarer, schwach beanlagter u. s. w. Beschränkte Patientenzahl.

Heilstätte für Herz- und Nervenkranke
Dr. med. Tilliss. * **Berlin W., Tauenzienstrasse 19 b**
Herzuntersuchung mit Röntgenstrahlen.
Elektrische Dreizellenbäder. Prospekte auf Wunsch.

Sanatorium Marienbad bei Goslar Harz
Phys. diät. Kuranstalt für Nervenleidende u. Erholungsbedürftige.
Moderne Einrichtungen und Heilfaktoren. Uebungstherapie für Rückenmarksleiden. Luft- und Sonnenbäder. Prospekte durch die Verwaltung.
Aerztlicher Director San.-Rat **Dr. K. Benno.**

Diabetes! **Bauer'sches Spezial-Institut für Diabetiker, Koetzschenbroda Sachsen. Neues** kombinieries, naturwissenschaftlich begründetes **praktisch bewährtes Heilverfahren.**

Vereinigung der Rechtsfreunde

für allgemeinen Rechtsschutz G. m. b. H.

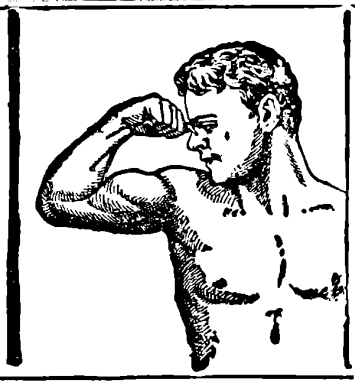
Berlin N. 24, Oranienburgerstrasse 14, dicht am Hackeschen Markt und Bahnhof Börse.

Jurist. Leitung: **Justizrat Scheda, Dr. jur. Kirchbach, Dr. jur. Moser.**

Abt. I: **Rechtssachen jeder Art, Klagen, Eingaben, Prozessvertretung etc.**
Abt. II: **Detektiv-Centrale: Beobachtungen, Ermittelungen, Creditauskünfte etc.**
Abt. III: **Incassi! Ausklagung u. Einziehung ausstehender Forderung. im In- u. Ausland.**
Ununterbroch. Sprechzeit 8½—8, Sonntags 9—1. Grundgeb. 0,75, schriftl. 1,10 M. (Briefm.)

!!! Mein Geheimsystem !!!
(Physical Culture).

Ein Lehrbuch zur Erlangung körperlicher und geistiger Frische, nebst einem Anhange über den Vollgenuß des Lebens. Mit Abbildungen. Es ist die heiligste Pflicht jedes Einzelnen, seinen Körper auf die höchste Stufe der Entwicklung zu bringen und zu halten, denn nur dann wird ihm Krankheit unbekannt sein und er wird das Leben mit Freuden genießen; wie überhaupt **„Mein Geheimsystem"** (Physical Culture) nicht mit Geld aufzuwiegen ist. Besonders für Herren ist dieses System fast unentbehrlich, denn nur der muskulöse Mann übt unwiderstehliche Anziehungskraft auf die Frauen aus. Preis pro Exemplar **Mark 3.** Verlangen Sie bitte **gratis** einen ausführlichen Prospekt ꝛc. Sie erhalten dann außerdem eine lehrreiche, interessante Broschüre **kostenlos.**
Wendel'sche Verlagsbuchhandlung, Dresden 1014.



Strebsame Herren u. Damen
welche durch praktische Ausnutzung der Musseſtunden ihr Einkommen erhöhen wollen, bietet sich passende Gelegenheit. Keine Agentur. Auskunft völlig gratis.
Welt-Reform-Verlag, Dresden 30/I.

„Observer" Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien I, Concordiaplatz 4.
liest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach- und Wochenschriften aller Staaten und versendet an seine Abonnenten
Zeitungs-Ausschnitte
über jedes gewünschte Thema.
Prospecte gratis.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, sich zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, mit uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

! Lassen Sie doch andere Leute sich ärgern

über Qualm Schmutz und Rauch. Schaffen Sie sich ein trautes Heim m. unseren **elektrischen Zimmeröfen!**

Kryptol-Gesellschaft
m. b. H.
Berlin N.,
Oranienburgerstrasse 65.

Preisliste 110 gratis und franko.

Für Gesellschaften, Skat etc.!
Camphausen-Tönnchen-Siphon
5 Liter Inhalt

Genannte Biere auch in ½ ¼ ⅛ Literflaschen.
Füllung Mk. 3.— franco Haus.
F. & M. Camphausen, Berlin S. W.
Breslau, Hannover, Stettin.

Lebens-Gluten!

„Freut Euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht", —
Raucht „SALEM ALEIKUM",
Die Euch immer blüht!

Keine Ausstattung, nur Qualität
lose: 3 bis 10 Pf. per Stück.
Über 800 Arbeiter.

„Colosseum!" Dresdenerstr. 97. ✶ Täglich: „Rin-in's Colosseum!"
Heitere Szenen von Leopold Ely. — Musik von Rudolf Nelson.

Anfang 8 Uhr.		Hauptdarsteller:	Sonntag 7 Uhr.
Fortunatus Biedermann .	Martin Bendix	Rudel v. Brillwitz	Littke Carlsen
Anastasia, s. bess. Hälfte	Alice Düring	Manon Frelu	Paulette v. Roy
Sophie } beider Kinder	Trudy Truth	Pauline, mod. Dienstm.	Martha Wald
Eduard } beider Kinder	Gust. Waldau	Johannes Bliemchen . .	HugoHochgemuth
Theodor Steiner . . .	Gust. Blum	Dazu: Lotte Selus, d. kleine Gabrun, Lucia Ravello, Oscar Fürst etc.	

Concertsaal Festdekoration. — Musik und Gesang! bis 1 Uhr Nachts

Waldemar Stahlknecht, Neuhaldensleben
Kunstkeram. Erzeugnisse
Bronce-Gefässe u. Blumenkübel (Terrakotta)
schiefergraue geschliff. Fonds ⊛ Pol. plast. Goldornamente
Erhältlich in den Luxusgeschäften, wenn nicht auch direct.

Junger Verlag sucht Manuskripte von künstlerischem und wissenschaftlichem Wert, die er stilvoll ausstattet. Durch Zeitschriftenverbindung ist er im Stande, besondere Sorgfalt auf regen Vertrieb zu legen. Angebote unter C. S. 1451. befördert Expedition der Zukunft, Berlin S.W. 48.

Restaurant
Hotel „Der Kaiserhof"
Täglich Tafelmusik 7—12 abends.
Eingang Haupt-Portal

Hôtel Nürnberger Hof Tucherhaus
Friedrichstrasse 180, Ecke Taubenstrasse
Wein-Restaurant
Déjeuner à M. 2,—. Diners, Soupers von M. 3,— an, sowie à la carte
Bier-Restaurant
Ausschank der Freih. v. Tucher'schen Brauerei A.-G. Nürnberg. Hell u. dunkel
Beste Küche bei mässigen Preisen. Fritz Otto.

Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig. Druck von G. Bernstein in Berlin.